

Perry Rhodan
PLANETEN ROMANE

EXPEDITION DER TODGEWEIHTEN

Sie brechen auf zu einer Reise
ohne Rückkehr

Ein SF-Roman von
PETER TERRID



PR212 Taschenbuch / 1. Auflage Nov. 1980
Perry Rhodan - Expedition der Todgeweihten

Expedition der Todgeweihten

Sie brechen auf zu einer Reise ohne Rückkehr

Ein SF-Roman von
PETER TERRID

„Als alle Besatzungsmitglieder der MURG DO PYAZA auf dem Boden des Planeten standen, machte Reginald Bull sich auf den Weg zum wrackten Beiboot der ICA. Genau in diesem Augenblick kam etwas herangezischt, schlug mit einem hellen Ton auf die Hülle der Space-Jet und schwirrte davon.

„Sieh an“, stieß Bully hervor, „wir werden bereits erwartet ...!“

Eine Funksonde im All weist den Weg zu jenen Männern und Frauen, die Terra den Rücken kehrten, als sie nach der Zerstörung des Planeten Wanderer keine relative Unsterblichkeit mehr erhalten konnten.

**Jahrzehnte danach geht Reginald Bull gemeinsam mit einigen Nachkommen er Todgeweihten daran, das Schicksal der Verschwundenen zu klären. Die Spur führt nach Shakootee, einer Welt der tödlichen Überraschungen
Ein Roman aus dem Jahr 2400.**

1.

Als der Türsummer sich zum vierten Mal meldete, wurde Kamee Nyssen wach. Sie wollte wie gewohnt aus dem Bett springen, aber die Folgen einer ebenso langen wie feuchten Nacht warfen sie sofort wieder zurück in die Kissen. Die junge Frau stöhnte wehleidig. Erst beim zweiten Anlauf schaffte sie es, auf die Beine zu kommen. Sie zog sich hastig an, ein paar helle Socken, die gegen die Kälte des Fußbodens schützten, dazu ein weites fliederfarbenedes Hauskleid mit Gürtel. So patschte sie hinüber zur Tür und öffnete. „Sie?“ entfuhr es ihr, als sie den jungen Mann auf der Schwelle erkannte. „Tut mir leid“, sagte der Postbote. „Aber dieser Schrieb hier kommt mit einer Zustellungsurkunde. Da brauche ich schon ihre Unterschrift.“ Kamee starrte auf den Brief. Der Umschlag war hellblau – und das konnte schwerlich etwas Gutes bedeuten. Kamee nahm den Stift und krakelte ihre Unterschrift auf das Formular, dann nahm sie den Brief in Empfang. „Hier die andere Post“, sagte der Bote und drückte ihr einen Stapel Briefe in die Hand. „Demnächst wieder im Briefkasten.“ Kamee bedankte sich mit einem schmerzlichen Lächeln. „Teufel auch“, sagte sie, sobald sie die Tür hinter sich geschlossen hatte. „Was habe ich denn jetzt wieder verbochen?“ Sie dachte kurz nach. Das Strafmandat wegen Falschparkens hatte sie zähneknirschend bezahlt. Die letzte Klausur im Öffentlichen Recht hatte sie zwar in den Teich gesetzt, aber das war kein Grund, der die Univerwaltung veranlasst hätte, Briefe mit Rückschein loszuschicken. Vorsichtshalber ließ Kamee den Brief liegen. Er stammte, wie der Stempel in der linken unteren Ecke verriet, von einem Notar. Das veranlasste Kamee zu der Vermutung, irgendjemand sei gestorben – und Todesbotschaften wollte sie auf nüchternen Magen nicht annehmen. Einer ihrer verflossenen Freunde, ein begabter Positroniktüftler, hatte sich ein paar Monate lang mit ihrer Bude beschäftigt. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen. Kamee

brauchte nur einen einzigen Knopf zu betätigen, um ein ganzes Programm ablaufen zu lassen. Die Vorhänge wurden aufgezo- gen. Das Licht eines strahlend schönen Sommermorgens fiel in die Räume. Die Kaffeemaschine lief an, das Wasser mit dem Frühstücksei darin wurde heiß, und im Backofen buken zwei Brötchen aus der Tiefkühltruhe hoch. Außerdem sprang die Musikanlage an. Kamee liebte Klassiker und barocke Musik. Es gab einen Sender in der Nähe, der fast nur solche Klänge produzierte. Begleitet von feierlichem Trompetengeschmetter suchte Kamee die Dusche auf. Etliche Liter heißen und kalten Wasser machten dann eine leidlichen wachen Menschen aus der jungen Frau. Kamee Nyssen war knapp fünfundzwanzig Jahre alt, gut gewachsen, nicht zu üppig, nicht zu mager, dazu blond und blauäugig. Körperlich und geistig war sie vollkommen gesund, ansonsten studierte sie im zehnten Semester Rechtswissenschaften an der Uni in Terrania.

Ein Blick auf den Stundenplan zeigte Kamee, dass sie an diesem Tag das Haus nicht verlassen würde – es gab eine Menge aufzuräumen. Wäsche musste gewaschen werden, und auf dem Schreibtisch lag noch immer der Anfang einer schriftlichen Hausarbeit, mit der sich Kamee den Nachmittag und den Abend zu ruinieren gedachte. Dem Tagesablauf entsprechend, zog sie sich an – bequeme Hosen und darüber einen weiten Pullover mit Rollkragen.

Am Frühstückstisch ging Kamee langsam die Post durch. Da waren die üblichen Werbeschriften, Sonderangebote von Fachverlagen, Kredithaie, die nach Kunden suchten. In der Buchhandlung lag eine Nachlieferung der Loseblattgesetzessammlung für Kamee bereit, was Kamee einen leisen Seufzer entlockte. Die 237 Blatt einzusortieren, würde einen halben Nachmittag kosten, obendrein riss diese Anschaffung ein beachtliches Loch in Kamees kärgliches Budget.

Der ominöse Brief im hellen Blau war noch immer ungeöffnet. Kamee hatte ihn zwischen die Blüten eines bunten Straußes gesteckt, der auf der Mitte des ovalen Kieftisches stand. Kamee köpfte das Frühstücksei und dachte über den Brief nach. Was konnte wohl darin stehen? Verwandte hatte sie keine. Ihre Eltern waren bei einem Unfall gestorben, als sie sechs Jahre alt gewesen war. Danach hatte sich der Staat um die Vollwaise gekümmert – gar nicht einmal schlecht, wie Kamee in ihrem Fall zugeben musste. Ihr Studium finanzierte Kamee wie zehntausend andere auch – sie jobbte in den Semesterferien und sparte dabei das Geld für die Semesterzeit zusammen. Mit diesem Verfahren ließen sich die normalen Semester relativ gut durchstehen, bei Examenssemestern wurde es dann langsam kritisch – auch die Ferien wurden dann für Prüfungsvorbereitungen benötigt. Hatte der geheimnisvolle Brief mit finanziellen Dingen zu tun? Kamee beschloss, dem Rätsel endlich die Stirn zu bieten. Sie nahm den Umschlag auf und öffnete ihn. Abgesandt war er von einem renommierten Anwaltsbüro, Armstrong, Armstrong & Armstrong, Kamee hatte davon gehört, ein piekfeiner Laden. „Was wollen denn die von mir?“ fragte sich Kamee. Der Inhalt war knapp und klare. „Sie werden ersucht, sich am 1.7.2400 in unseren Räumlichkeiten einzufinden. Auslagen werden erstattet.“ Das war alles. Kein Hinweis auf irgendwelche Absichten, auf Forderungen, weder Unangenehmes noch freudige Überraschungen. Sie solle einfach kommen.

Automatisch sah Kamee auf die Uhr. Die Digitalanzeige verriet ihr zum einen, dass es eigentlich Zeit war für die Frühvorlesung – Thema: Das Institut der *culpa in contrahendo* – und dass man zum zweiten den 14.6.2400 schrieb. Kamee hatte also noch ein paar Tage Zeit, sich zu überlegen, ob sie die Einladung annehmen sollte oder nicht. Hastig schlang die junge Frau die letzten Reste des Frühstücks herunter. Wenn sie schon die Vorlesung verbummelte, wollte sie in dieser Zeit wenigstens auf anderem Gebiet etwas geleistet haben. Kamee räumte das Geschirr fort, danach entfernte sie aus ihrem Wohnzimmer alle Spuren der letzten Feier. Geburtstage konnten zur Strapaze werden, wenn man trinkfeste Freunde hatte, stellte Kamee fest.

Sie bewohnte ein nicht eben kleines Appartement am Rand von Terrania; sie half dem Sohn des Besitzers bei den Hausarbeiten, und so hielt sich die Miete in erschwinglichen Grenzen. Eingerichtet waren die Räume in einem für Kamee typischen Stil – viel helles Holz, viel

Leder, möglichst wenig Metall, keinerlei Kunststoffe. An den Wänden hingen zum Teil eigene Schnappschüsse, zum anderen preiswerte, aber technisch gute Reproduktionen alter Meister. Aus den Lautsprechern klang eine Flötensonate von Johann Sebastian Bach, während Kamee ihre Blumen goss und in Gedanken immer wieder zu dem ominösen Brief zurückkehrte. Endlich hatte sie genug nachgedacht. Sie ließ die Gießkanne stehen, drehte dem Flötenspieler die Luft ab und griff nach dem Interkom. Auf dem Briefkopf war die Nummer aufgedruckt. Die Robotstimme, die sich am anderen Ende der Leitung meldete, schaffte es sogar, so blasiert zu klingen, wie man es bei einer auf altenglisch frisierten Kanzlei vermuten durfte. „Ich hätte gerne Mister Armstrong gesprochen“, sagte Kamee aufs Geratewohl. „Bedauere, Mister Armstrong ist verstorben, bereits vor längerer Zeit“, antwortet der Robot vornehm. Auf dem Bildschirm erschien gleichzeitig das Firmenschild – drei stark verschnörkelte, ineinander verschlungene As. „Dann hätte ich gerne Mister Armstrong Zwo gesprochen“, fuhr Kamee fort. Auch der zweite Inhaber der Firma war schon vor längerer Zeit verstorben. Kamee ersparte es sich, nach dem Gesundheitszustand des dritten Inhabers zu fragen – vermutlich lag er auch schon im Grab. „Geben Sie mir irgendeinen kompetenten Mitarbeiter“, sagte Kamee leicht gereizt. „Ich verbinde Sie mit Mister Armstrong“, gab der Robot bekannt. Er schaltete durch. „Guten Tag“, sagte eine freundliche Männerstimme. „Wie kann ich Ihnen helfen?“ Kamee war fassungslos. Auf dem Bildschirm war ein Mann aufgetaucht, knapp dreißig Jahre alt, dunkelhaarig, sonnengebräunt, sehr regelmäßige weiße Zähne. Er trug einen sehr konservativen Anzug. „Konnte diese elende Maschine nicht gleich durchschalten?“ fragte Kamee instinktiv. Armstrong lächelte. „Ein kleiner Trick“, gab er zu. „Die meisten Kunden rechnen damit, dass auch der dritte Inhaber bereits unter der Erde liegt, und sind dann ein wenig verblüfft, wenn durchgestellt wird. Das gibt mir ein paar Augenblicke Zeit, den neuen Kunden zu beschnuppern. Was kann ich für Sie tun?“ „Ich bin Kamee Nyssen“, sagte die junge Frau. Sie wedelte mit dem Brief vor der Aufnahmeoptik. „Sie haben mir diese obskure Einladung geschickt?“ „Ich erinnere mich“, sagte Armstrong. „Ja, der Brief stammt von uns.“ „Kann ich Einzelheiten erfahren?“ fragte Kamee. „Was soll das alles? Ich habe Wichtigeres zu tun, als mich zu absonderlichen Zusammenkünften einladen zu lassen.“ „Ich bin nicht befugt, darüber Auskünfte zu geben, Miss Nyssen“, sagte der Notar. Kamee sah, dass seine Rechte in einem Stapel Handakten suchte – vermutlich das Dossier mit dem Brief. „Dann komme ich nicht“, sagte Kamee. „Was weiß ich, was Sie für Absichten haben und an was für einen Ort Sie mich locken wollen.“ „Sie können ganz beruhigt sein“, konterte Armstrong trocken. „Meine Absichten in diesem Fall sind eindeutig – ich will die Gebühren verdienen, die in diesem Fall zu verdienen sind. Im übrigen kann ich Ihnen andeuten, dass Sie nicht die einzige Person sind, die eine solche Einladung erhalten hat.“ „Sie machen es aber sehr spannend, Mister...“ „Paquor Armstrong“, stellte sich der Notar vor. Nach Kamees Geschmack sah er ein wenig zu gut aus. „Ich bitte Sie, mir zu glauben, dass diese Geheimniskrämerei nicht auf meinem Mist gewachsen ist. Wo unsere Büros sind, wissen Sie?“ „Constitution Avenue“, sagte Kamee. „Es steht auf dem Briefkopf.“ „Werden Sie die Adresse finden? Wenn nicht, nehmen Sie ein Taxi – Ihre Auslagen werden erstattet.“ Kamee ließ ihn gar nicht erst ausreden. Sie trennte die Verbindung mit einem Knopfdruck. Was dachte sich dieser Schnösel eigentlich?

Es war warm an diesem Tag. Kamee hatte ein leichtes Seidenhemd angezogen, das ihr sehr gut stand, dazu trug sie wie fast immer Hosen. Mochte sich seit dem Ende des 20. Jahrhunderts auch einiges geändert haben – es war den Modeschöpfern niemals wieder gelungen, den Fehler auszubügeln, den ihre Kollegen damals verbochen hatten, als sie die Hosen für Frauen freigaben. „Sollen wir auf dich warten?“ fragte Kheera, eine Kommilitonin aus dem gleichen Kursus. Neben ihr saß ein baumlanger Sportstudent auf dem Rücksitz, Kheeras augenblickliche Liebe. „Ich glaube nicht, dass sie mich entführen und an irgendeinen Springer verschachern wollen“, sagte Kamee. „Außerdem weiß ich nicht, wie lange sich die

Prozedur hinziehen wird." „Vielleicht hast du einen Erbonkel, einen alten Arkoniden, der seit dem zehnten vorchristlichen Jahrtausend seinen Notsoli für dich aufbewahrt hat. Vielleicht bist du auch ein Wechselbalg, und man hat dich gegen eine wunderschöne Prinzessin..."

„Noch eine Bemerkung in dieser Art, und ich werde meine Kenntnisse im Strafprozessrecht aufbessern müssen", sagte Kamee lächelnd. „Macht euch davon. Wir treffen uns später an der Ecke, bei Faruqh."

Der Gleiter zog davon. Kamee klemmte die Kollegmappe unter den Arm und marschierte die Strasse entlang. Die Constitution-Avenue war lang und sehr heiß, und Kamee stellte einmal mehr fest, dass es sich um eine der ersten Adressen der Stadt handelte. Wer um alles in der Welt beauftragte ihretwegen eine Anwaltskanzlei, die ihre Büros auf der Constitutions-Avenue aufgeschlagen hatte? Kamee hatte gewiss keine schlechte Meinung von sich selbst und auch wenig Ursache, eine solche Meinung zu haben - aber für so wichtig hatte sie sich nie gehalten.

Die drei Armstrongs, von denen nur noch einer lebte, hatten ihre Büros in einem der elegantesten Hochhäuser der Strasse, einem kleinen Kunstwerk aus Glas, Stahl und bemaltem Beton. Das Reliefband aus Beton, das sich über die Fläche zwischen dem Erdgeschoss und dem ersten Stockwerk zog, war ein sehr bekanntes Kunstwerk - der Name des Künstlers allerdings wollte Kamee nicht einfallen.

An einem misstrauisch blickenden Pförtner vorbei betrat Kamee das Innere des Hauses. Hier war es angenehm kühl, dafür sorgten hochwertige Klimaanlage, die von, dem Pförtnerrobot mit dem strengen Gesicht gewartet und beaufsichtigt wurden.

Ein Antigraflift brachte Kamee hinauf in das oberste Stockwerk. Von dort aus hatte man einen prachtvollen Überblick über Terrania. Kamee hatte ein wenig Mühe, den Anblick zu genießen - ihr machte wie immer die Höhenangst zu schaffen.

Vor einer gläsernen Tür blieb die junge Frau stehen. Armstrong, Armstrong & Armstrong stand auf dem Glas geschrieben, in demselben verschnörkelten Schriftzug, der auch auf dem Briefpapier prangte'. Kamee zog das seltsame Dokument aus der Tasche, dann betätigte sie den Summer. Fast im gleichen Augenblick glitt die Tür lautlos zur Seite, dahinter wurde das Vorzimmer sichtbar, ein Raum, der mit kalt wirkendem Gerät und einer ebenfalls recht frostig aussehenden Sekretärin ausgefüllt war. „Ich werde erwartet", behauptete Kamee und hielt der Frau den Brief unter die hoheitsvoll gerümpfte Nase. „Gehen Sie bitte durch", sagte die Sekretärin. Mit einem Knopfdruck ließ sie die Tür zur Seite fahren. Dahinter wurde ein weiterer Raum sichtbar, entschieden gemütlicher ausgestattet, und - wie Kamee nicht anders erwartet hatte - dort war der dritte Armstrong zu finden. Er stand aus einem tiefen Ledersessel auf und ging mit ausgestreckter Hand auf Kamee zu. „Ich freue mich, Sie zu sehen", sagte Armstrong. „Nehmen Sie Platz.“ „Wo sind die anderen?" fragte Kamee. Sie setzte sich in einen Ledersessel. Die Firma Armstrong mal drei hatte sich ganz offenkundig an zahlreichen Trivid-Filmen aus der Zeit des Sherlock Holmes orientiert. Das Mobiliar bestand aus wertvollem Mahagoni, die Sessel dazu, dunkel und ledern, passten hervorragend, desgleichen der Teppich. Die Gemälde an den Wänden waren von vornehmer Patina größtenteils englische Landschaften darstellend, angefüllt mit Hunden, Füchsen und rot gekleideten Reitern. In einem Aschenbecher glomm duftend eine Pfeife. Kamee konnte angesichts von soviel edler Perfektion nur grinsen. „Sie werden mir doch sicher einen hundertjährigen echten Scotch anbieten wollen, nicht wahr?" fragte sie. „Ich würde den Sherry empfehlen", sagte Armstrong lächelnd. „Er ist weniger alt, entschieden preiswerter und nicht ganz durchschlagskräftig. Sie werden einen klaren Kopf brauchen.“ „Wozu?" fragte Kamee. Sie lehnte mit einem Kopf schütteln den Sherry ab. Kamee trank grundsätzlich keinen Alkohol bei solchen Gelegenheiten. Armstrong verzichtete ebenfalls. „Sie haben nicht die leiseste Ahnung, weshalb wir sie hierher gebeten haben?" Kamee schlug die Beine übereinander. „Nicht die geringste“, gab sie zu. „Sind Sie der Sohn oder der Enkel?"

„Weder noch“, sagte Armstrong. „Angestellter, aber ich heiße zufällig wie die drei Firmengründer. Sie heißen Kamee Nyssen?“

„Mit vollem Namen Kamee Alexandra Tarimoto Nyssen“, verriet Kamee. „Man kann es in meinen Papieren nachsehen. Meine Eltern waren sehr kosmopolitisch eingestellt.“

„Sie haben Ihre Eltern nie gekannt?“ „Ein wenig“, sagte Kamee. „Aufgewachsen bin ich in einem Waisenhaus, einem sehr guten, wie ich bemerken möchte. Ich habe es gut gehabt dort.“ Armstrong lehnte sich im Sessel zurück und nahm die Pfeife auf. Meerschäum, stellte Kamee fest, und zwar echter, der im Jahre 2400 ebenfalls ein ordentliches Stück Geld kostete.

„Weitere Verwandtschaft existiert nicht? Kamee warf einen bezeichnenden Blick auf den Einladungsbrief. „Bis jetzt nicht.“ „Sie brauchen keine Angst zu haben, ich habe keine neue Stiefmutter für Sie in petto, auch keine Erbtante.“ „Schade“, sagte Kamee. „Mit einer Erbtante hätten sich viele hübsche Möglichkeiten aufgetan...“

„Haben Sie eigentlich Ihren Großvater gekannt?“ „Woher; bitteschön?“ fragte Kamee. „Zwar ist es in der Galaxis ruhig gewesen in den letzten Jahrzehnten, aber in den Jahren davor ist es ganz schön turbulent zugegangen, und meine ehrenwerten Vorfahren haben immer mittendrin gesteckt.“ „Das scheint in der Familie zu liegen“, sagte Armstrong. „Sie wissen also auch nicht, von wem Sie eigentlich abstammen?“ „Wenn Sie schon so fragen - wahrscheinlich vom alten Lordadmiral Atlan, aus erster Ehe.“ Armstrong verschluckte fast seine Pfeife bei dem vergeblichen Versuch, den Lachanfall zu unterdrücken. „Sehr gut“, kicherte er. „Das werde ich ihm erzählen, wenn ich ihn das nächste Mal sehe.“ „Sie kennen Atlan?“

Armstrong wurde wieder ruhig. „Ich kenne ihn, ob er mich ohne fotografisches Gedächtnis wieder erkennen würde, steht auf einem anderen Blatt. Nein, Sie stammen nicht von Atlan ab. Aber Sie haben dennoch einen recht prominenten Großvater - es war Rod Nyssen.“

Kamee zuckte mit den Schultern. „Nie gehört“, sagte sie leichthin. „Hätte ich ihn kennen sollen?“ Armstrongs Blick schien durch sie hindurchzugehen. Leise sagte er: „Das wenige, was ich über Rod Nyssen weiß, sagt mir, dass Sie vielleicht sehr stolz gewesen wären, diesen Mann zu kennen.“ Kamee zog die Brauen in die Höhe. „Ach, wirklich?“ fragte sie.

Armstrong stand auf. Mit einer freundlichen Handbewegung forderte er auch Kamee auf, sich zu erheben. Der Notar führte Kamee in einen benachbarten Raum. Dort saßen zwei junge Männer, ungefähr in Kamees Alter. „Ich darf Sie miteinander bekannt machen - dies ist Miss Nyssen, der Herr dort heißt Yigael Cummings, der andere ist Shaktar Deringhouse.“ Skeptisch musterte Kamee die Männer. Cummings war dreißig, blond wie sie und wirkte ein wenig schlaksig. Shaktar Deringhouse - wo hatte Kamee den Namen schon einmal gehört? - hatte dunkle Hautfarbe und sehr dunkle Augen. Er begrüßte Kamee als erster.

„Setzen Sie sich“, forderte Armstrong seine Gäste auf. Auf dem Tisch stand ein~ Kaffeemaschine, daneben fünf Gedecke, wie Kamee rasch zählte. „Kommt noch jemand?“ fragte sie, als sie sich setzte. Shaktar Deringhouse goss ihr Kaffee ein. „Ich erwarte noch jemanden“, sagte der Notar freundlich. „Da dieser Gast für seine Pünktlichkeit bekannt ist, wird er in wenigen Minuten hier eintreffen.“ Eine Pause entstand. „Miss Nyssen weiß nicht, worum es geht“, sagte Armstrong. „Sie kennt ihre Vorfahren überhaupt nicht.“

„Ist das meine Schuld?“ fragte Kamee leicht gereizt. Der Ausdruck der Verwunderung in den Gesichtern der beiden jungen Männer ließ sie vermuten, dass diese Wissenslücke als peinlich empfunden wurde. „seltsam“, sagte Cummings lächelnd. „Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass jemand diese Namen nicht kennt – Deringhouse, Nyssen, Freyt.“

Kamee wölbte wieder die Brauen. „Mein voller Name ist Yigael Cummings-Freyt. Mein Großvater mütterlicherseits war Michael Freyt.“ Kamee erinnerte sich, den Namen irgendwo einmal gelesen zu haben. Der Türsummer ertönte, wenig später glitt die Tür zur Seite.

Kamee riss die Augen weit auf. Mit vielem hatte sie gerechnet, damit nicht. Der Gast, der jetzt den Raum betrat, war ihr keineswegs unbekannt - er hieß Perry Rhodan.

„Ich bin gespannt, was sie sagen werden“, murmelte der hochgewachsene Mann, der nicht selten mit Perry Rhodan verwechselt wurde. „Ob sie zustimmen werden?“ Conrad Deringhouse zuckte mit den Schultern, desgleichen Rod Nyssen. Die drei Männer bereiteten eine der seltsamsten Versammlungen vor, die es in der Geschichte der Menschheit jemals gegeben hatte. „Sind alle gekommen?“ fragte Freyt, Solarmarschall und Stellvertreter Rhodans. Nyssen überflog die Liste. Sie umfasste insgesamt 182 Namen, Männer und Frauen. Hinter jedem Namen stand ein Datum. „Sie sind alle erschienen“, sagte er. „Das Thema ist schließlich heikel genug.“ Freyt wischte sich mit der Hand über die Augen. Die Belastung der letzten und der zukünftigen Tage und Stunden war größer als alles, was er bisher zu ertragen gehabt hatte. „Gehen wir“, sagte er. Die drei Männer verließen den Raum. Rod Nyssen sorgte dafür, dass die Liste mit den Namen nicht liegen blieb. Auf der Liste stand auch sein Name. Es war ein kleiner Saal in der Administration. Normalerweise wurde er für Betriebsrats-sitzungen und ähnliche Veranstaltungen verwendet. Stimmengewirr klang auf, als Freyt den Raum betrat. Jedes der einhundertneunundsiebzig Gesichter war Freyt zugewandt. Er war Rhodans Stellvertreter, wenn sowohl Rhodan als auch Reginald Bull unterwegs waren. Im Augenblick waren beide in der Nähe von Atlans Hauptquartier zu finden, in Quinto-Center. Die drei Männer nahmen hinter einem Tisch vor dem Auditorium Platz, Freyt in der Mitte. „Machen wir es kurz“, sagte der Mann mit den grauen Augen. „Sie alle haben die Nachricht gehört - unser Freund von Wanderer hat sie schließlich laut genug in die Galaxis hinausposaunt.“ Murmeln erklang. Jeder wusste, welche Nachricht gemeint war. ES, das Fiktivwesen vom Kunstplaneten Wanderer, war auf der Flucht. Die Vergeistigung eines ganzen Volkes hatte vor einer unbekannten Gefahr für die gesamte Galaxis Reissaus genommen - das galt bei einem solchen Wesen, dessen Machtfülle bei einigen Beobachtern Gedanken an Allmacht auslöste, besonders viel. Wenn ES floh, wer sollte noch widerstehen können? Indessen brannte den 182 Männern und Frauen eine andere Sorge auf den Nägeln. „Von uns ist jeder in ganz besonderer Weise von dieser Botschaft des Fiktivwesens betroffen“, sagte Freyt. „Es wird in Zukunft keine Zelldusche mehr für die Mitarbeiter von Perry Rhodan geben. Stattdessen wurden von ES fünfundzwanzig so genannte Zellaktivatoren ausgestreut. Wohlgemerkt, sie wurden ausgestreut, nicht etwa dem Chef zur Verfügung gestellt. Ich brauche wohl keinem hier zu erklären, was es zu bedeuten hat, diese Aktivatoren auch nur aufspüren zu wollen.“ Freyt hielt inne. Ein Arm war in die Höhe gereckt worden. Freyt nickte.

Eine Frau mittleren Alters stand auf. Freyt kannte sie, eine der hervorragendsten Mikrobiologinnen, eine Mitarbeiterin des berühmten Robotwissenschaftlers Van Moders. „Warum fehlen in dieser Versammlung wichtige Leute? Bully, Adams und etliche andere Unsterbliche?“ „Das kann ich Ihnen sagen“, antwortete Freyt. Er nahm die Liste aus der Hand von Rod Nyssen entgegen. „Ich habe eine unabhängige Instanz...“ „Wen?“ „Nathan, die Mammutpositronik auf dem Mond. Beruhigt?“ „Vorläufig, fahren Sie fort.“

„...ich habe Nathan um diese Liste gebeten. Die Aufgabe, die ich der Positronik damit gestellt habe, war grässlich, aber es erschien mir besser, sie von Nathan erledigen zu lassen. Die Frage lautete sehr einfach: wer von den relativ Unsterblichen, der bisher die Zelldusche empfangen hat, ist für das Vereinigte Imperium von Akonen, Arkoniden und Terranern so wichtig, dass Perry Rhodan ihm einen Zellaktivator geben darf, wenn er einen bekommt.“ Schweigen breitete sich aus. „Heißt das...?“ Die Stimme verriet Panik. Freyt nickte. Mit mühsam beherrschter Stimme sagte er:

„Keiner von uns steht auf dieser Vorschlagsliste. Sie nicht, und auch wir drei nicht. Nathan hat unser Todesurteil ausgesprochen.“ Das Datum hinter jedem Namen auf der Liste zeigte an, an welchem Tag dieses Todesurteil vollstreckt werden würde. Es lag exakt zweiundsechzig Jahre nach dem letzten Termin der Zelldusche.

Es würde keine Zelldusche mehr geben. ES hatte Wanderer zerstört, ein ausgeglühter Klumpen trieb die Welt der Wunder nun durch die Schwärze der Ewigkeit. Es gab kein Physiotron mehr, jenes geheimnisvolle Gerät, das ähnlich arbeitete wie ein Transmitter und in einem unerhört komplizierten Vorgang dafür sorgte, dass ein der Zelldusche unterzogenes Lebewesen für zweiundsechzig Jahre keinen Alterungsprozess zu befürchten hatte.

„Was die Vernichtung Wanderers für jeden von uns bedeutet, brauche ich niemandem zu erklären. Eines aber scheint mir bei vielen in Vergessenheit geraten zu sein. Es ist nicht so, dass nach Ablauf der Frist von zweiundsechzig Jahren der Alterungsprozess von neuem beginnt und einen normalen Verlauf nimmt. Er tritt nach Überschreiten der Frist in sehr kurzer Zeit rapide ein und führt binnen weniger Tage zum Tod.“

Irgendjemand warf das schreckliche Stichwort in die Runde: „Vielleicht...!“

Freyt schüttelte sofort den Kopf.

„Nein“, sagte er hart. „Nicht vielleicht. Ich werde beim Chef nicht betteln, ich werde nicht versuchen, irgendeinem aus dieser Runde klarzumachen, dass mein Leben wertvoller ist als seines.“ Freyt hob etwas seine Stimme, sie wurde leidenschaftlich drängend. „Ich hoffe, dass ich mich der Zelldusche früherer Jahrzehnte dadurch würdig erwiesen habe, dass ich mich bemüht habe, meine Interessen hinter denen der Allgemeinheit zurückstehen zu lassen. Ich hoffe, dass ich bisher genügend Format hatte, um der Zelldusche würdig zu sein - und ich möchte dieses Format auch beweisen, wenn es keine Zelldusche mehr gibt. Für mich hat sich der Handel mit dem Tod gelohnt.“

Nur Nyssen und Deringhouse, die unmittelbar neben ihm saßen, bekamen das gehauchte „fast“ mit. In einer der vordersten Reihen stand Van Moders auf. Nicht zuletzt ihm hatte es das Vereinigte Imperium zu verdanken, dass es den verheerenden Angriff der biologisch-positronischen Roboter überlebt hatte. Es war grausame Ironie: es war ein Team unter der Leitung des genialen Van Moders gewesen, das die Planung und Ausführung des Rechengehirns auf dem Mond überwacht hatte, und nun war es ausgerechnet Van Moders' Geschöpf Nathan, das ihm das Todesurteil sprach.

„Ich habe verstanden, was Sie sagen wollten“, erklärte Van Moders. „Haben Sie einen Plan, irgendeinen Vorschlag, was wir nun tun sollen?“

Freyt nickte.

„Ich habe einen Plan, und er geht von einer Überlegung aus, die wahrscheinlich jeder von uns schon einmal angestellt hat. Ich habe mir in den vielen durch die Zelldusche vermehrten Jahren meines bisherigen Lebens sehr viel vorgenommen, und ich habe vieles von diesen Vorhaben verschoben - auf später. Es sah ja so aus, als würde es ein sehr langes Später für uns geben. Wir wissen jetzt, dass dem nicht so ist - also möchte ich in den mir verbleibenden Monaten noch ein paar von den Dingen erledigen, die ich mir vorgenommen habe.“ Es war sehr still geworden in der Versammlung. Jeder der Anwesenden konnte sich genau vorstellen, was Freyt empfand - sie hatten, jeder für sich, vieles vor sich her geschoben, für dieses *Später*.

„Ich wollte immer schon einmal ganz frei und ungezwungen im Weltraum herumreisen“, sagte Freyt. Seine Stimme war leiser geworden, aber sie wurde dennoch auch im hintersten Winkel des Saales verstanden. „Ich wollte irgendwann einmal auf einem fremden Planeten siedeln. Und ich wollte eines Tages im Weltraum begraben werden. Ich habe mir vorgenommen, mir diese Wunschträume zu erfüllen.“

„Wie denn?“~, fragte einer aus dem Saal. „Und wo überhaupt?“

Freyt blickte über die Versammlung hinweg.

„Ich werde ein Schiff chartern, groß genug für alle, die diese letzte Reise mitmachen wollen. Wir werden starten und die Erde verlassen. Wir werden ohne festes Ziel im Raum herumreisen, und wenn wir einen Planeten nach unserem Geschmack gefunden haben, werden wir dort siedeln.“

„In unserem Zustand? Als Todgeweihte?“

„Dem Tod sind wir verfallen von dem Tag an, an dem wir geboren wurden“, antwortete Freyt. „Die Zelldusche hat nur diesen Tag hinausgezögert. Ich habe nach meinen Unterlagen noch knapp sieben Monate zu leben - und ich habe keine Lust, diese letzten Monate meines Lebens für mich und andere zur Qual werden zu lassen.“

Nicht für den Chef, der in jedem Augenblick, wo er mich sieht, daran denken muss, dass er Homer G. Adams einen Aktivator gegeben hat und mir nicht. Qualen will ich auch mir ersparen, wenn ich nicht mehr mit denen zusammentreffen möchte, die mehr Glück gehabt haben - und ich glaube, es wird auch für unsere Freunde eine Qual sein, wenn sie uns erblicken und an ihren Zellaktivator denken.“

„Sehr edel gedacht“, spottete eine Stimme aus dem Hintergrund.

Freyt lächelte schwach.

„Mein lieber Freund“, sagte er halblaut und sehr eindringlich, „ich kann hingehen und den Chef anflehen. Ich kann unter Schreien und Flüchen zugrunde gehen. Ich kann beten und lamentieren, mit dem Schicksal um ein paar Stunden zu feilschen versuchen. Ich werde all das nicht tun. Ich werde versuchen, mir für die letzten Monate meines Lebens das Ausmaß an Würde zu bewahren, das ich stets angestrebt habe. Das hat nichts mit Edelmut zu tun, sondern lediglich mit Selbstachtung.“

„Danke“, sagte die gleiche Stimme. „Setzt mich auf die Passagierliste. Ich komme mit.“

Van Moders hob die Hand.

„Grundsätzlich bin ich mit dem Plan einverstanden“, sagte er ruhig. „Ich gebe aber eines zu bedenken. Der Chef hat uns die Zelldusche nicht zukommen lassen, weil er unsere Nasen so schön fand. Er hat dies getan, weil er unsere Arbeit für die Interessen der Allgemeinheit für wichtig gehalten hat. Ich frage: dürfen wir jetzt, in dieser ungemein kritischen Lage für die Terraner und alle anderen Bewohner des bekannten Teils der Milchstrasse, dürfen wir jetzt unsere Arbeit einfach hinlegen und uns stillschweigend verdrücken?“

Freyt holte tief Luft.

„Der Einwand trifft“, sagte er. „Ich halte dem entgegen, dass zwar jeder von uns an seinem Platz wichtig ist, aber keiner unersetzlich. Es wäre schade um die Menschheit, wenn sie unser Verschwinden nicht überleben würde.“

„Wir haben Verwandte, Frauen, Kinder!“

„Nehmt sie mit, nehmt Abschied von ihnen. Es bleibt euch überlassen. Ich möchte jetzt eine Abstimmung herbeiführen. Ich schlage vor, dass wir das Schiff starten lassen, bevor der Chef von Quinto-Center zurückkommt.“

„Das wird in ein paar Tagen der Fall sein“, rief jemand.

„Ich weiß“, sagte Freyt. „Wie lange wollt ihr denn Abschied nehmen?“

Die Abstimmung war schnell abgewickelt. Die überwältigende Mehrheit stimmte Freyts Vorschlag zu.

„Alle, die mitfliegen wollen, können sich bei mir melden“, sagte Freyt anschließend. „Wir starten in drei Tagen.“

Die Versammlung zerstreute sich langsam. In kleinen Gruppen oder einzeln verließen die unsterblichen Todgeweihten den Raum, einige bleich, andere gefasst. Sie wussten seit Tagen, was ihnen bevorstand, und bei den meisten hatte die kalte Vernunft längst das gleiche Urteil gefällt wie Nathan.

„Was ist mit dem Schiff?“ fragte Rod Nyssen. „Bekommen wir ein Schiff?“

„Selbstverständlich“, sagte Freyt. Er packte seine Unterlagen zusammen. „Dazu reichen meine Vollmachten. Das Imperium wird in den nächsten Jahren mehr verlieren als einen schnellen Frachter.“

„Kein Schiff der Flotte?“ Freyt lächelte.

„Ich möchte nicht unter Kanonendonner abtreten“, sagte er. Er holte tief Luft, sah seine beiden Gefährten an. Diese drei Männer waren unabhängig voneinander auf den gleichen Gedanken gekommen. Sie hatten diese Versammlung in Szene gesetzt. Sie alle waren schon

in der ersten Stunde der modernen Menschheit dabei gewesen. Sie waren zur Dritten Macht gestoßen, kaum dass Perry Rhodan mit den beiden Arkoniden Crest und Thora wieder auf der Erde gelandet war. In unmittelbarer Nähe des Versammlungssaales stand das Denkmal der alten STARDUST auf einem Sockel.

„Es hat lange gewährt“, sagte Michael Freyt. „Hat es sich gelohnt?“

Rod Nyssen wiegte den Kopf.

„Für die Unsterblichkeit sollten wir genug getan haben“, sagte er nachdenklich.

Freyt sah starr geradeaus.

„Ich habe eine heimliche Angst“, sagte er leise. „Sie peinigt mich, seit ich die Botschaft von ES gehört hatte. Ich wusste sofort, was ich zu tun hatte, aber seit diesem Entschluss frage ich mich, ob man mich nicht eines Tages für diesen Entschluss auslachen wird. Solarmarschall Freyt opfert sich für Perry Rhodan, um ihm eine schwierige Entscheidung abzunehmen. Wie klingt das? Nach perfektem Melodram, nach kitschigem Pathos. Ein Edelrührstück' über das sich unsere Enkel wahrscheinlich totlachen werden.“

Rod Nyssen schüttelte heftig den Kopf.

„Ganz sicher nicht“, sagte er zuversichtlich.

Kamee Nyssen sah, wie der Bildschirm sich verdunkelte. Das Band war zu Ende.

„Ich bekam dieses Band vor einigen Tagen zugeschickt“, sagte Perry Rhodan leise.

„Michael Freyt hat

es aufnehmen lassen, als Dokumentation dieser Entscheidung.“

Shaktar Deringhouse sah Rhodan mit versteinertem Gesicht an.

„Wo waren Sie damals?“

„Ihr Großvater hat es gesagt, in Quinto-Center' bei Atlan. Es ist geraume Zeit verstrichen damals, bis ich die Erde wiedersehen konnte.“

„Was aus Ihren Mitarbeitern wurde, war Ihnen gleichgültig? Kein Wort für sie, kein Anruf, kein Besuch?“

Rhodan sah den jungen Mann aufmerksam an. „Der Mitarbeiter, der von allen am ehesten einen Aktivator brauchte, weil er nur noch wenige Tage zu leben gehabt hätte, war Reginald Bull. Er war in meiner Nähe. Was die anderen Mitglieder meines Stabes anging, die ebenfalls unter dem Entzug der Zelldusche zu leiden hatten, so habe ich auf deren Kaltblütigkeit und Nervenstärke vertraut - nicht zu Unrecht, wie Sie wohl gesehen haben. Obendrein hat Ihr Großvater mit der ihm eigenen Umsicht und Schnelligkeit gehandelt. Als ich von Quinto-Center zurückkehrte, war die Expedition der ICA bereits unterwegs.“

„ICA?“ fragte Kamee. „Ist das ein Name?“ „Eine Abkürzung“, sagte Yigael Cummings-Freyt. „Sie steht für die lateinischen Worte IMPERATOR CAESAR AUGUSTUS.“

„Das sind doch Namen“, widersprach Kamee. „Nicht ganz“, erklärte Freyt. Er schien durch Rhodan und die Wand hinter dem Großadministrator hindurchzusehen. „Die römischen Kaiser pflegten, um ihre einzigartige Stellung zu unterstreichen, sich jeweils als Söhne oder Adoptivabkömmlinge der beiden ersten römischen Kaiser zu bezeichnen - die Namen dieser beiden vergöttlichten Kaiser fügten sie jeweils ihrem Familiennamen bei. Imperator ist dann die Amtsbezeichnung. Aus dem Namen Caesar wurde so eine Amtsbezeichnung - später umgewandelt in Kaiser oder Zar.“

„Sehr interessant“, sagte Kamee. „Und was hat das zu bedeuten?“

„Es ist eine Anspielung voll bitterer Ironie“, sagte Perry Rhodan. „Ave Caesar, morituri te salutant - begrüßt seiest du, Caesar, die Todgeweihten grüssen dich. Die Arenakämpfer in der römischen Kaiserzeit pflegten das beim Eintritt in die Arena zu sagen. Der Name des Schiffes ist eine Anspielung darauf, dass damals eine Expedition der Todgeweihten gestartet ist.“

Yigael Freyt fasste den Großadministrator fester ins Auge.

„Wissen Sie, wohin die Leute geflogen sind?“

Perry Rhodan schüttelte den Kopf.

„Wir haben keine Spur mehr von ihnen gefunden. Alles, was ich weiß, ist, dass siebenundfünfzig Frauen und Männer bei meiner Rückkehr verschwunden waren.“

„Und der Rest?“

„Sie hatten erst vor kurzer Zeit die Zelldusche bekommen, sie hatten teilweise noch Jahrzehnte vor sich. Sie sind geblieben, sie wollten auf der Erde sterben.“

„Siebenundfünfzig“, murmelte Kamee. „Und Rod Nyssen war mein Großvater.“

Shaktar Deringhouse sah den Notar an.

„Wozu dient nun dieser Aufklärungsnachmittag? Warum werden wir erst jetzt davon unterrichtet - und wozu überhaupt?“

Perry Rhodan nickte Armstrong zu. Der schaltete die Raumbelichtung wieder aus. Der Bildschirm wurde hell.

„Ich werde veranlassen“, sagte Michael Freyt, und er sah dabei in die Linse der Kamera, »dass dieses Band bei einem Notar aufbewahrt wird. Es soll dort bis zum Jahre 2400 liegen bleiben. Bis dahin werden unsere unmittelbaren Nachkommen wahrscheinlich schon sehr alt sein und uns vergessen haben. Wir bestimmen dieses Band unseren Enkeln, falls die sich für unser Schicksal überhaupt noch interessieren.“

„Mein Großvater scheint mich recht gut gekannt zu haben“, sagte Kamee. Der leise Spott sollte ihre Betroffenheit überspielen und wurde von niemandem beachtet.

„Wir werden morgen abfliegen. Unser Schiff steht bereit, die Besatzung hat Abschied genommen. Wir werden die Erde nicht wiedersehen. Wir werden aber an einer ganz bestimmten Stelle im Kosmos eine Botschaft hinterlassen. Wenn unsere Nachfahren daran interessiert sind, unser Schicksal aufzuklären, dann sollen sie diese Koordinaten anfliegen. Sie werden dort eine Raumboje finden, und diese Boje wird weitere Nachrichten enthalten.“

Michael Freyts Gesicht wurde härter. Der Solarmarschall hatte sichtlich zu kämpfen, seine Fassung zu wahren. Rod Nyssen und Conrad Deringhouse, die beide hinter Freyt im Blickfeld der Kamera standen, wirkten ebenfalls versteinert.

„Im Sommer des Jahres 2400 soll dieses Band dem Großadministrator zugestellt werden. Wir hoffen sehr, dass es dann noch einen Großadministrator und ein Vereinigtes Imperium gibt. Für den Fall, den wir uns wünschen, dass nach wie vor Perry Rhodan dieser Großadministrator ist...“

„Vielen Dank Chef.“

Blitzartig wurde die Kamera dunkel.

Kamee vermied es, in Rhodans Gesicht zu sehen, als die Raumbelichtung wieder aufflammte. Sie selbst war in hohem Maß betroffen, und irgendwie schämte sie sich dafür, dass sie nichts über Rod Nyssen gewusst hatte.

„Also?“ sagte Yigael Freyt. „Nehmen wir diese Herausforderung an?“

Shaktar Deringhouse sah auf den Teppich des Büroraums herab. Er verschränkte die Hände hinter dem Kopf.

„Das sagt sich leicht, mein Freund“, murmelte er. „Es gibt da einige Punkte, die zu bedenken sind. Nummer eins: In ein paar Wochen endet das Semester, und zwar mit einigen bösen Prüfungen.“

Zu ihrer eigenen Überraschung hörte sich Kamee sagen:

„Ach was, Prüfungen! Das wäre nicht das erste Semester, das wir verbummelt haben! Oder irre ich mich?“

Die beiden jungen Männer grinsten.

„Einverstanden“, sagte Yigael Freyt. „Lassen wir die Prüfungen sausen. Das zweite Problem ist, ein Schiff zu bekommen. Hat einer von euch eine Pilotenlizenz oder ein raumtüchtiges Schiff?“

Perry Rhodan mischte sich ein.

„Sie werden das nicht brauchen“ sagte er. „Es hat sich jemand bereit gefunden, Ihre Expedition zu leiten
- wenn Sie wollen.“

„Wer ist der Jemand?“ fragte Kamee. „Kennen wir ihn?“

„Ich hoffe“, sagte Rhodan schmunzelnd. „Es ist Reginald Bull.“

Die beiden jungen Männer grinsten sich lausbubenhaft an.

„Nur zu“, sagte Yigael Freyt. „Mit Bully - immer!“

Kamee packte ihre Sachen zusammen. Viel war es nicht, was sie mitnehmen wollte. Die Lehrbücher ließ sie wie selbstverständlich zu Hause - wer auf eine solche Fahrt ein Handbuch des Öffentlichen Rechts mitnahm, konnte nicht ganz richtig im Kopf sein. Statt dessen nahm Kamee ein paar dickleibige Romane mit, die sie schon immer hatte lesen wollen.

Sehr sorgfältig achtete sie darauf, dass die Sachen in den Staukästen ordentlich untergebracht wurden. Das Schiff, das man der Expedition zur Verfügung gestellt hatte, besaß eine pffiffige Einrichtung - jedem Passagier wurden die kompletten Einbauschränke vor Reiseantritt zugestellt. Er konnte die Schränke dann zu Hause in aller Ruhe füllen. Später wurden sie von einem Robotkommando abgeholt und in einem Stück in die vorgesehene Kabine eingepasst. Auf diese Weise kamen die Reisegäste um ein zweimaliges Einpacken und Auspacken herum; außerdem lernten sie dabei gleich das Fassungsvermögen ihrer Kabine kennen. Im Fall von Kamee Nyssen erwiesen sich die Schränke als viel zu geräumig - der Jemand, der früher diese Räume benutzt hatte, schien erheblich mehr Garderobe zu haben als Kamee. Ob Reginald Bull dieser Jemand war? Kamee kannte den Stellvertreter Rhodans nur von Filmen her, und sie konnte sich beim besten Willen diesen Mann nicht als putzsüchtig eitel und mit riesigen Kleiderschränken vorstellen.

Kamee brauchte noch eine knappe halbe Stunde, dann war sie mit dem Packen fertig. Sie sah kurz ihre Liste durch. Ordentlich und gründlich, wie es ihre Art war, hatte sie alles, was getan werden musste, aufgelistet und nacheinander erledigt.

Die Miete für die nächsten zwei Monate war bereits überwiesen - Armstrong hatte das erledigt, denn Kamees finanzielle Verhältnisse waren nicht von der Art, die zwei Monatsmieten im voraus zuließ. Die Zeitschriften waren abbestellt und wurden in einem Postfach für Kamee gesammelt, desgleichen die Kontoauszüge. Die Freunde waren ausnahmslos informiert. Die Reise konnte also losgehen.

Kamee rief die vereinbarte Nummer an. Eine Viertelstunde später war Yigael Freyt mit einem Gleiter und einem Robot-Packkommando zur Stelle. Die Robots schafften die Einbauschränke auf die Ladefläche, Kamee nahm in der Fahrerkabine Platz.

Es dämmerte bereits, als der Raumhafen in Sicht kam. Schon von weitem war das riesige Areal zu erkennen, lichtüberflutet von Hunderten von Tiefstrahlern. Darüber wetterleuchtete das Impulsfeuer der Triebwerke, wenn ein Schiff landete oder startete.

„Herrlich, nicht wahr?“ fragte Kamee impulsiv. Freyt nickte lächelnd.

Die letzten Jahrzehnte waren friedlich verlaufen, und das hieß viel in einer Galaxis, in der es jahrzehntelang mehr als turbulent zugegangen war. Ein erkennbarer Ausdruck dieses umfassenden Friedens war der lebhafteste Reiseverkehr - auch um diese Zeit starteten zahlreiche Passagierschiffe, die Geschäftsreisende und Millionen von Urlaubern kreuz und quer durch die bekannte Galaxis beförderten, rasch, komfortabel und sogar preiswert.

Am Eingang des Raumhafens übernahm ein Robotfahrer die Kontrolle über den Gleiter. Sicher und geschickt steuerte die Maschine das schwere Gefährt über den trockenen Plastbeton des Raumhafens.

»Dort ist unser Schiff“, sagte Yigael Freyt. „Die MURG DO PYAZA, und fragen Sie mich nicht, was das bedeuten soll.“

Die MURG DO PYAZA war eine umgebaute Gazelle, auch Space-Jet genannt. Es handelte sich dabei um ein Diskusraumschiff von zwanzig Metern Höhe und etwas mehr als dreißig Metern Durchmesser. Die MURG DO PYAZA war ein privater Nachbau des sehr bekannten

Modells, das in der Flotte des Solaren Imperiums verwendet wurde. Das hieß, dass es im Innern ein wenig komfortabler war als im Flottenmodell, dafür war die Bewaffnung naturgemäß entschieden schwächer ausgefallen - man sah im Solaren Imperium Privatleute mit schwerer Bewaffnung nur ungern.

Die MURG DO PYAZA stand auf vier Teleskoplandebeinen. Im unteren Teil, in dem vor allem ein Shift untergebracht war, stand die große Ladeschleuse offen.

Freyt liess den Gleiter neben der Schleuse halten. Während die Robots sich daran machten, Kamees Gepäck zu verstauen, schwebten Freyt und Kamee durch den zentralen Antigravschacht hinauf in die Kuppel des Raumschiffs. Unterhalb der Halbkugel aus Glassit lag die Zentrale. Auf dem Sitz des Piloten saß ein Mann, der sich herumdrehte, als ein Geräusch das Eintreten der beiden Besucher ankündigte.

„Willkommen an Bord“, sagte Reginald Bull.

3.

Kamee war zum ersten Mal im Weitraum, und sie erlebte auch zum ersten Mal den Start eines Raumschiffs. Für ein solches Erlebnis ließ sich kaum ein besseres Fahrzeug denken als eine Space-Jet. Die kleine Konstruktion war bei weitem nicht so stark gegen Maschinenlärm und Vibrationen abgeschirmt wie die großen Raumer. Als beim Start die Triebwerke aufbrüllten und die MURG DO PYAZA in den Himmel katapultierten, konnte Kamee das Schiff leise zittern fühlen.

Reginald Bull, auch im Jahre 2400 noch für Alarmstarts allenthalben bekannt, zog die MURG DO PYAZA in steiler Kurve hoch. Er steuerte so, dass Kamee die Erde wegsacken sehen konnte, und als er ein ganz klein wenig mit dem Andruckabsorber mogelte und ein paar Zehntel g durchschlagen und Kamee auf den Sitz pressen ließ, wurde das Gefühl des beginnenden Abenteuers besonders deutlich spürbar.

„Vorzüglich, Sir“, sagte Shaktar. Er und Yigael wussten natürlich, dass Bull ein wenig schummelte. Sie hatten Raumerfahrung und kannten die Perfektion der Andruckabsorber.

Immer kleiner wurde der Erdball hinter dem MURG DO PYAZA, immer größere Anteile des Sehbereichs wurden von der tiefsatten Schwärze des Weltraums ausgefüllt. Kamee lächelte wie verzaubert, einen derartigen Anblick hatte sie noch nie erlebt.

Bully grinste still in sich hinein. Er beschloss, die Show auf die Spitze zu treiben. Anstatt, wie er es eigentlich geplant hatte, in geradem Flug aus der Erdbahn herauszusteuern und Kurs auf die Koordinaten des Ziels zu nehmen, flog er in einem weiten Bogen auf die Mondbahn zu und ließ Kamee das Schauspiel des immer näher kommenden Mondes genießen.

Lichtpunkte auf den Schirmen zeigten, wie rege der Verkehr zwischen Erde und Mond war. Mochten auch jährlich einige Milliarden Bruttoregistertonnen aus allen Winkeln der Galaxis auf dem Mond umgeschlagen und teilweise zur Erde weitergeleitet werden - wer noch nie einen wirklichen Raumflug mitgemacht hatte, war stets von dem Anblick hingerissen.

„Wundervoll“, sagte Kamee. „Ich bin sicher, das machen Sie nur meinetwegen.“

„Sicher doch“, meinte Bully trocken. „Vorher war das Ding noch gar nicht da.“

Bullys Spott brachte Kamee wieder zu sich. Sie lachte halblaut.

„Trotzdem, vielen Dank, Sir.“

„Kinder, gewöhnt euch den Sir ab“, sagte Bully trocken. „Wir werden vielleicht ein paar Wochen zusammen sein, da entfällt die Förmlichkeit ohnehin sehr bald.“

„Wie Sie wollen, Mister Bull“, sagte Kamee ein wenig verwirrt.

Reginald Bull war Stellvertreter Rhodans, Staatsmarschall und Chef der Explorer-Flotte. Seit er vor vielen Jahren mit Perry Rhodan zusammen in der ersten STARDUST von der Erde zum Mond geflogen war, hatte sich wenig an ihm geändert - noch immer war die Figur untersetzt, noch immer trug er sein bemerkenswert rotes Haar kurz geschnitten, und er hatte sich auch

nicht die zahlreichen Sommersprossen unter den wasserblauen Augen entfernen lassen, obwohl das medizinisch eine Kleinigkeit gewesen wäre. Irgendwie wirkte der stets zu Streichen aufgelegte Reginald Bull, meistens Bully genannt, in seinem hohen Amt wie eine Fehlbesetzung, viel zu leutselig und umgänglich, gleichzeitig geradeheraus und in Meinungsfragen von erschreckender Deutlichkeit. Nur Kenner der innergalaktischen Politik wussten Bullys Fähigkeiten zu schätzen, und es hatte seine Gründe, dass Reginald Bull sein Amt durch parlamentarische Stürme viele Jahre hindurch hatte behaupten können.

Von der Erde war jetzt nichts mehr zu sehen als ein Lichtpunkt unter vielen, der Mond war mit bloßem Auge bereits nicht mehr erkennbar. Reginald Bull programmierte den Autopiloten vor. Zwar konnte er die Space-Jet notfalls fast im Schlaf fliegen, aber er gehörte nicht zu den Leuten, die sich mehr Arbeit machten, als nach den Umständen unvermeidlich war.

„In einer Stunde können wir das Linearmanöver starten“, sagte Bully, nachdem er die Programmierung abgeschlossen hatte. „Bis dahin haben wir Zeit, uns kennenzulernen. „Also, mein Name ist Reginald Bull, ich bin 462 Jahre alt, und meine Hobbys sind...”

Die Parodie auf eine sehr verbreitete Unterhaltungssendung, in der sich die Kandidaten auf diese Weise vorzustellen pflegten, war erstklassig. Bully kam nicht dazu, sein Sprüchlein zu Ende aufzusagen, Gelächter unterbrach ihn.

Kamee stellte sich knapp vor, dann war Yigael Cummings-Freyt an der Reihe. Er war vier Jahre älter als Kamee und studierte Robotwissenschaften; vom Examen war er noch ziemlich weit entfernt.

Shaktar Deringhouse war schon einunddreißig und leitete eine kleine Farm in Indien. Vorher hatte er ein paar Jahre lang alles versucht, was ihm über den Weg gelaufen war, Maschinenbau, Viehzucht, Kunsthandwerk - er war offenbar sehr vielseitig interessiert.

„Warum begleitest du uns eigentlich, Bully?“ fragte Shaktar nach dieser knappen Vorstellung.

Bully sah unwillkürlich an sich selbst herab. Der Zellaktivator lag unter der Kleidung auf der Brust. Durch den Stoff der hellgrünen Uniform zeichnete sich der eiförmige Körper deutlich ab.

„Sagen wir es einmal so“, formulierte Reginald Bull halblaut. „Wäre ich nicht zufällig ebenfalls in Quinto-Center gewesen, vielleicht hätte ich diese Expedition der Todgeweihten ebenfalls mitgemacht, vielleicht auch nicht, denn ich hatte nur noch ein paar Tage vor mir - es hätte nicht mehr gelohnt, für diese wenigen Stunden eine weite Reise anzutreten. Ich möchte heute einfach wissen, was aus diesen Männern und Frauen geworden ist, die die moralische Kraft zu einem solchen Entschluss aufgebracht haben. Perry und ich schulden ihnen großen Dank, speziell der Chef - er wäre an der Aufgabe, die Aktivatoren unter so vielen aufzuteilen, sicherlich zerbrochen. Entscheidungen dieser Art über Leben und Tod zu treffen, war nie seine Sache - nicht ohne Grund hat es bei uns niemals eine Todesstrafe gegeben.“

„Und was erhoffst du dir zu finden?“

Reginald Bull zuckte mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht“, sagte er. Dann verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Grinsen. „Ich weiß nur eines bei diesem Ausflug wird mich der Alte von Wanderer nicht ärgern, diesmal nicht!“

Die MURG DO PYAZA fiel in den Normalraum zurück. In sechs Linearetappen hatte das Schiff die Strecke zurückgelegt, die zwischen der Erde und den ersten Koordinaten lag, die Freyt, Deringhouse und die anderen hinterlassen hatten.

„Wie weit sind wir jetzt von der Erde entfernt?“ fragte Kamee, sobald das Bild der Sterne wieder auf dem großen Panoramaschirm zu sehen war. Über der Zentrale schienen die Sterne durch die transparente Kuppel. Es waren viele Tausende.

„Ein paar zehntausend Lichtjahre“, sagte Reginald Bull automatisch. Er ließ aus dem Funkgerät einen kurzen Koderuf nach Terrania abstrahlen; Perry Rhodan sollte auf diese

Weise informiert werden, wo sich die MURG DO PYAZA zur Zeit befand. „Kein Grund zur Aufregung, im Ernstfall sind solche Entfernungen bedeutungslos. Auf tausend Lichtjahre mehr oder weniger kommt es dann nicht mehr an.“

„Ernstfall?“

„Wenn wir havarien sollten“, erklärte Bully. Er aktivierte den Materietaster der Space-Jet. Schon nach kurzer Zeit erschien auf dem entsprechenden Schirm eine Anzeige. Ein Körper trieb im Raum - allerdings ein Körper, der entschieden zu groß war für eine Raumboje. Bully ließ die Space-Jet Kurs auf den Körper nehmen. „Entweder gelingt es uns, die Maschinen wieder flottzumachen und zurückzufliegen, oder wir senden einen Funkspruch ab. Klappt beides nicht, dann sind die Lichtjahrtausende bedeutungslos.“

„Schöne Aussichten“, sagte Kamee.

„Was kann das sein?“ fragte Shaktar Deringhouse. „Zu groß für eine Raumboje.“

„Könnte ein Asteroid sein“, vermutete Bully. „Wir werden jedenfalls hinfliegen und uns die Sache ansehen.“

Freyt blieb bis zum letzten Augenblick bei der Sterbenden.

Es war ein Liebesdienst, der äußerste Nervenstärke erforderte, denn es war nicht schön anzusehen, wie ein Mensch binnen weniger Stunden rapide alterte, geistig und körperlich verfiel und dann starb.

In diesem besonderen Fall hatte es das Schicksal gut gemeint. Es war eine Angehörige des Mutantenkorps gewesen, die gestorben war. Sie war keine sehr gute Telepathin gewesen, dennoch war ihr die Zelldusche bewilligt worden.

Am gestrigen Abend war die Frau noch jung und fröhlich gewesen. Als sie an diesem Morgen erwacht war, hatte das Leben sie eingeholt. Ein altes, graues Gesicht hatte aus dem Spiegel gesehen. Die Frau hatte es nicht mehr fertiggebracht aufzustehen. Sie war im Bett liegegeblieben, und ihre telepathischen Fähigkeiten hatten versagt. So hatte sie glauben müssen, was Michael Freyt der Sterbenden gesagt hatte; sie hatte die Gedanken des Mannes nicht zu lesen vermocht, nicht die grauenvolle Angst, die immer wieder nach Freyt gegriffen hatte.

In diesen wenigen Stunden, die Michael Freyt allein mit der Sterbenden verbracht hatte, war ihm klargeworden, welches Schicksal jeden an Bord erwartete -es war kein schönes Erlebnis.

Freyt zog die Decke über den Körper und verließ leise die Kabine. Niemand kümmerte sich um ihn, als er sehr langsam zur Zentrale der ICA hinausschwebte. Im Sessel des Piloten saß Conrad Deringhouse. Deringhouse hatte seine Karriere als Raumpilot begonnen, im Dienst der irdischen Mächte, die seinerzeit nicht erbitterte Feinde Perry Rhodans gewesen waren. Seltsam, dass er sein Leben im Raum beenden würde.

„Wie war es?“ fragte Deringhouse, ohne sich umzudrehen. Freyt liess sich in den benachbarten Sessel fallen.

„Entsetzlich“, sagte Freyt. „Es ging sehr schnell, aber schön war es nicht. Ein Glück, dass sie meine Gedanken nicht lesen konnte.“

Deringhouse nickte nur.

„Haben wir den Koordinatenpunkt bald erreicht?“ fragte Freyt knapp.

„In einer halben Stunde sind wir am Ziel“, sagte der Pilot, Rod Nyssen. „Wir hinterlassen dort die Raumboje, ich habe sie bereits vorbereitet. Wohin geht es dann?“

Deringhouse sah Freyt an.

„Du hast doch ein ganz bestimmtes Ziel im Auge, gib's zu“, sagte er grinsend.

„Etwas dagegen?“ fragte Freyt zurück. „Also gut, 3a. Ich kenne einen Planeten, genauer gesagt ein Sonnensystem mit vier Planeten. Ein uralter Springer hat mir davon erzählt. Der dritte Planet soll Shakootee heißen, so sagte der Springer. Dort sollten Menschen leben wie wir, aber von anderer Sprache.“

„Verirrte Kolonisten?“ wollte Deringhouse wissen. Freyt schüttelte den Kopf.

„Ausgeschlossen“, sagte er. „Wir kennen den Verbleib jedes einzelnen Kolonistenschiffs

ganz genau, keines ist uns aus der Registratur entlaufen."

„Gepriesen sei die Perfektion in der Solaren Administration", spottete Nyssen. „Weißt du mehr über diese Welt?"

Freyt zögerte einen Augenblick.

„Der Springer sagte, und er war sehr betrunken, als er es sagte, und ich nicht minder; er sagte also: dieser Planet hat einen Namen. Er lautet Shakootee, und das heißt: *Welt der Immerwährenden Umarmung*."

Nyssen sah Freyt entgeistert an.

„Das hört sich nicht nach einer Welt an, auf der wir unseren Lebensabend verbringen sollten", sagte er. „Eher nach einer Dependence von Lepso."

Freyt schüttelte den Kopf. Lepso war ihm wohl bekannt; jeder Bewohner der Galaxis schien Lepso zu kennen, jenen Planeten, der als galaktische Hauptstadt des Verbrechens gelten konnte. Was immer sich an Verbrechen, Lastern, Ausschweifungen, ruchlosen Vergnügungen und Schändlichem nur denken ließ auf Lepso war es zu Hause.

„Der Name hat nichts mit Sex zu tun", sagte Freyt verweisend. „Der Springer sagte, damit sei der Tod gemeint."

Deringhouse und Nyssen sahen sich an.

„Akzeptiert", sagte Deringhouse. „Ich hoffe, dein Springer wusste, was er sagte. Er hat dir die Koordinaten dieser Welt gegeben?"

„Er hat sie aufgeschrieben, und ich weiß sie seit diesem Tag auswendig", sagte Freyt. „Es ist dies eine Geschichte, die sehr lange her ist, mehr als zweihundert Jahre, und ich habe sie nicht vergessen."

„Das kann ich mir vorstellen", sagte Nyssen. „Also auf nach Shakootee."

„Vorher haben wir noch eine Pflicht zu erfüllen", sagte Michael Freyt. „Es ist eine traurige Pflicht, und wir werden uns an ihre Ausübung gewöhnen müssen."

Kalkig weiß glänzte die narbige Oberfläche im Licht der Scheinwerfer. Der Asteroid hing unmittelbar vor der großen Schleuse der ICA' er drehte sich sehr langsam um seine Längsachse.

Die Schleuse stand offen. Sechsfünfzig Menschen standen in Raumanzügen auf dem Boden der Schleuse. Zwischen ihnen stand ein massiver Glassitblock. Die Tote war darin eingeschweißt worden, aufbewahrt für die Ewigkeit. Sie sollte auf dem Asteroiden beigesetzt werden. Mit ihm würde der Leichnam das All durchdriften, vielleicht irgendwann, irgendwo im Atombrand einer fernen Sonne vergehen, vielleicht aber auch treiben, bis sich das Schicksal des Universums erfüllt hatte.

Michael Freyt sprach einige wenige Sätze. Es gab nicht viel zu sagen. Was hätte gesagt werden können, war jedem an Bord bekannt.

Dann packten vier Roboter zu und hoben den Glassitblock an. Im Licht der Scheinwerfer marschierten sie bis zum Rand der Schleuse, dann stießen sie sich ab. Nyssen und Freyt folgten.

Hinter den Robotern schwebten sie hinüber zu dem großen Gesteinsklumpen. Wo mochte er entstanden sein? Welcher Katastrophe hatte es der ausgeglühte Schlackenhaufen zu verdanken, dass er hier lautlos im All trieb? Die Roboter landeten sicher auf dem Felsbrocken. Er maß etwa einhundert zu dreißig zu fünfzehn Meter.

Das Fundament, in dem der Glassitblock eingelassen werden sollte, war bereits fertig. Roboter hatten die Arbeit schnell und zuverlässig erledigt. Roboter auch setzten den gläsernen Schrein ab und verbanden ihn mit dem Fundament.

Einen Augenblick lang noch starrte Michael Freyt auf den Schrein. Seltsam, dass die Beleuchtung von der ICA der Toten den Anschein jugendlicher Frische verlieh. Nichts mehr war zu sehen von den Furchen und Falten, die der mit furchtbarer Schnelle ablaufende Alterungsprozess hinterlassen hatte.

Michael Freyt wandte sich um.

„Schickt die Boje herüber“, sagte er in das kleine Helmmikrophon.

Aus dem grellweißen Rechteck der Schleusenöffnung löste sich ein dunkler Körper. Die Boje war ungefähr mannslang und entsprechend dick. Sie enthielt einen Energieerzeuger und ein kleines Hochleistungsfunkgerät. Es war ausgemacht, dass der Sender erst nach mehr als sieben Jahrzehnten arbeiten sollte, und auch dann sollte sein Ruf nur über Normalfunk annehmbar sein. Die Todgeweihten der ICA wollten keine Schnüffler und Sensationsjäger auf ihre Fährte locken.

Die beiden Männer befestigten die Boje in der Nähe des Schreins auf dem Boden des Asteroiden.

Es war nicht einfach, die Werkzeuge im Vakuum des Weltraums zu handhaben. Die Handschuhe des Kampfanzugs sollten vor allem die Atemluft zurückhalten, und das machte sie alles andere als geschmeidig. Rod Nyssen kniete nieder, um eine Schraube fester anziehen zu können.

„Vorsicht!“ rief Freyt.

Der Warnruf kam zu spät. Rod Nyssen richtete sich auf, und bei dieser Bewegung fuhr er mit dem linken Oberschenkel an einem spitzen Felsstück entlang.

Michael Freyt zögerte keinen Augenblick.

„Rettungseinsatz!“ rief er in das Mikrophon, während er nach vorne stürzte, „Rods Anzug ist undicht!“

Er packte mit beiden Händen zu. Der Schnitt war nicht sehr tief, aber er reichte aus. Weiß stäubte der Sauerstoff aus der Öffnung und rieselte als feiner Schnee in der Nähe herab. Die Luft wurde durch die blitzartige Druckentlastung schlagartig bis zum Gefrierpunkt abgekühlt und verwandelt sich in Sauerstoffschnee.

Freyt krallte beide Hände in das elastische Material.

„Elende Ungeschicklichkeit!“ schimpfte Nyssen. Die Stimme klang verzerrt. Offenbar war ziemlich viel Atemluft entwichen. Einstweilen konnte sie durch nachströmendes Gas aus den Flaschen ersetzt werden, aber dieses Verfahren war zeitlich begrenzt.

Nyssen stöhnte schmerzgequält auf.

Die Selbstrettungsautomatik des Anzugs war aktiv geworden. Sie drückte den Stoff des Anzugs oberhalb der undichten Stelle luftdicht zusammen - dabei schnürte sie zum einen Nyssens Bein am Hüftgelenk stark ein. Zum anderen machte sich jetzt das Vakuum in dem luftleeren Hosenbein bemerkbar. Der im Blut gelöste Stickstoff perlte nun sehr schnell auf und verstopfte die Blutgefäße.

Freyt stieß sich ab. Er zog Nyssen hinter sich her. Das Stöhnen erstarb. Rod Nyssen war bewusstlos geworden. Kein Wunder, eine Embolie war eine Angelegenheit, die mit höllischen Schmerzen einherging.

Aus dem Schiff kamen zwei Gestalten herangeschwebt.

„Helft mir!“ rief Freyt. „Er ist ohnmächtig.“

Sie brauchten vier Minuten, um den Bewusstlosen in die relative Sicherheit der Schleuse zu schaffen. Die Tore der Schleuse schlossen sich schnell, und ebenso rasch füllte sich der Schleusenraum wieder mit Luft. Freyt ließ die Verschlüsse seines Anzugs aufschnappen.

„Rasch in die Medosektion“, rief er den Robotern zu. „Ist der Arzt informiert?“

„Er ist!“ bestätigte Deringhouse. „Was ist überhaupt passiert?“

Im Laufschrift hasteten die beiden Männer hinter den davoneilenden Robotern her, die den Ohnmächtigen in die medizinische Sektion des Schiffes transportierten.

„Anzug aufgeschlitzt“, stieß Freyt hervor. „Es ist nicht zu glauben, dass unsereinem so etwas noch passieren kann. Jedem Kadetten wird eingebläut, auf solche Kleinigkeiten zu achten.“

Die Station war erreicht. Noch immer stak Rod Nyssen in dem defekten Druckanzug.

Er war noch lange nicht gerettet, Freyt wusste das.

Die Türen glitten automatisch zurück, der Arzt erschien auf der Schwelle.

„Der Druckbehälter ist fertig“, stieß er hervor. „Wo ist der Einbruch?“

„Linker Oberschenkel“, stieß Freyt hervor.

Der bewusstlose Rod Nyssen wurde in einen Behälter geschoben, nachdem man ihm den Raumanzug ausgezogen hatte.

Es kam jetzt darauf an, die Embolie im linken Bein unter Kontrolle zu bekommen. Wenn der ausgeperlte Stickstoff vom Blut weiterbefördert wurde, konnte er unter Umständen lebenswichtige Gefäße verstopfen - Herzkranzgefäße oder die Blutzuleitungen zum Hirn.

„Am sichersten wäre es...“, begann der Arzt.

„Nein“, sagte Freyt sofort. „Keine Amputation.“

Der Mediziner, ebenfalls ein Unsterblicher auf Abruf, sah Freyt verstört an.

„Er könnte sterben“, sagte er heftig.

„Ich weiß“, sagte Freyt. „Ich kenne Rod seit vielen Jahren, und ich weiß, dass er keine Amputation erlaubt hätte. Versuchen Sie, ihn ohne eine Operation zu retten.“

„Dann wird er viel Glück brauchen“, sagte der Arzt. „Übernehmen Sie die Verantwortung?“

Freyt lachte bitter auf.

„Wer oder was sollte mich zur Rechenschaft ziehen“, stieß er grimmig hervor. „Tun Sie, was ich Ihnen befohlen habe. Er wird es Ihnen danken, sobald er aufwacht.“

Der Mediziner machte ein finsternes Gesicht.

„Wenn er wieder aufwacht“, knurrte er. „Und jetzt gehen Sie. Ich habe hier genug zu tun.“

Die beiden Männer verließen die Station. Draußen warteten Freunde, die Gesichter sorgenvoll. Seltsam, dass sie noch in der Lage waren, sich um das Leben anderer zu sorgen.

„Es geht Rod nicht sehr gut“, sagte Freyt. Er nahm von irgendwem eine brennende Zigarette an und tat einen tiefen Zug. „Der Arzt wollte ihm das Bein abnehmen. Ich habe es ihm verboten.“

„Und warum?“

Freyt lächelte hart.

„Ich will es ihm ersparen, sich in seinen letzten Tagen und Wochen als Krüppel zu fühlen.“

„Beinamputierte sind keine Krüppel, Verehrtester“, sagte eine Frau.

„Das wissen Sie, und das weiß ich, und wenn Rod den ersten Schock überwunden hat, würde er es ebenfalls einsehen. Aber er käme nicht mehr soweit, entsprechend umzudenken. Wird das akzeptiert?“

Es wurde keine Ablehnung hörbar. Hinter Freyt tauchte der Arzt auf. Wortlos griff er nach der Zigarette, die Freyt ihm anbot.

„Dickschädel!“ sagte der Mediziner. „Alle beide. Sie haben es geschafft, er wird durchkommen, und er wird sein Bein behalten.“

Freyt sah auf seine Uhr.

„Wir haben eine Stunde verloren“, sagte er leise. „Beeilen wir uns - Shakootee wartet auf uns.“

4.

„Kennst du die Frau?“

Reginald Bull schüttelte den Kopf, dann entsann er sich, dass diese Bewegung durch den Raumanzug hindurch kaum zu erkennen war.

„Nein“, sagte er laut. „Ich habe nicht das Gedächtnis unseres Freundes Atlan, der nie etwas vergißt. Ich kann mich an diese Frau nicht erinnern.“

Sie standen zu viert auf der Oberfläche des kleinen Asteroiden. Die verstrichenen Jahrzehnte hatten nichts verändert. Noch immer trieb das kosmische Grab durch die Weite des Raumes, noch immer lag in den Glassitblock eingegossen der Leichnam einer Frau.

„Ich muss zugeben, dass ich große Angst hatte, als ich den Schrein sah“, sagte Kamee leise.

„Ich dachte, es wäre mein Großvater, der darin liegen könnte.“

Sie verschwieg, dass sie noch immer große Angst hatte. Das Gefühl, vom schnellen Tod durch explosive Dekompression nur durch die dünne Haut des Schutzanzugs getrennt zu sein, bereitete ihr beständiges Unbehagen. Sie war aber fähig, diese Angst zu überwinden.

„Lassen wir den Leichnam hier liegen?“ fragte Shaktar. „Oder sollen wir sie mitnehmen zur Erde?“

Leise fragte Bully:

„Wenn du die Wahl hättest...“

„Ich würde bleiben“, sagte Shaktar Deringhouse sofort.

„Dann lassen wir die Dinge, wie sie sind“, versetzte Bully. „Helft mir, die Boje an Bord zu schaffen. Den Funkteil können wir zurücklassen, wir brauchen ihn nur abzuschalten.“

Es kostete wenig Mühe, die Boje zu öffnen. In dem Stauraum, der dazu diente, Erzproben und Ähnliches aufzunehmen, lag nur ein versiegeltes Datenband, das Bully an sich nahm. Mit einem Handgriff schaltete er das Funkgerät aus.

„Fliegen wir zurück“, schlug er vor.

Kamee betätigte das Rückstossaggregat, das sie rasch vom Boden des Asteroiden abheben und davonschweben ließ.

Es war ein eigentümliches Gefühl, in der grenzenlosen Schwärze und Stille zu fliegen. Kamee fühlte sich versucht, das Funkgerät abzuschalten und in dieser Einsamkeit mit sich und ihren Gefühlen allein zu sein. Zwei Stunden Aufenthalt in dieser Umgebung konnten ihr sicherlich helfen, zu einigen Einsichten zu kommen.

Die Space-Jet tauchte vor ihren Augen auf. Langsam driftete sie darauf zu. Die untere Schleuse stand offen, durch sie betraten die vier wieder das kleine Schiff, das ohne erkennbare Bewegung im All hing. Die Schleuse wurde geschlossen und belüftet, dann konnten die Raumanzüge in den dafür vorgesehenen Fächern verstaut werden.

Die Uhren zeigten an, dass es später Nachmittag war. Der Zeit entsprechend machte sich die kleine Besatzung an die Arbeit. Shaktar Deringhouse hatte Küchendienst, Kamee kümmerte sich um ihre privaten Angelegenheiten, Bully rechnete den Datenstreifen in handfeste Werte um, und Yigael Freyt übernahm es, in der Zentrale der MURG DO PYAZA Wache zu schieben. Die vier trafen sich zum Essen in einem der Gemeinschaftsräume des Schiffes wieder. Shaktars Kochkünste konnten sich sehen lassen, es schmeckte vorzüglich.

„Hast du herausgefunden, wo unsere Vorfahren hingeflogen sind?“ fragte Kamee nach dem Essen.

Reginald Bull nickte. Er breitete eine zweidimensionale Sternenkarte aus.

„Wir stehen ungefähr hier“, sagte er und deutete auf einen Stern in der Nähe des Kugelsternhaufens M 13. „Und das Ziel, das sich eure Großväter ausgesucht haben, muss etwa hier zu finden sein.“

Er tippte auf eine sternearme Region zwischen dem Sternhaufen M 13 und dem Zentrum der Galaxis.

„Ziemlich abgelegen“, sagte Shaktar. „Gibt es dort überhaupt bewohnbare Planeten?“

„Mit Sicherheit“, sagte Bully. Er rollte die Karte wieder zusammen. „Es gibt in jedem Winkel der Galaxis Planetensysteme, und viele davon sind bewohnt - auf die eine oder andere Weise. Leben heißt nicht unbedingt menschliches Leben. Es sind Formen vorstellbar, die mit herkömmlichen Vorstellungen nichts mehr gemein haben.“

„Ich bin gespannt, was sich unsere Vorfahren ausgesucht haben“, sagte Yigael Freyt.

Sie steckten das Geschirr in den Automaten, der es beim nächsten Essen keimfrei gereinigt wieder herausgeben würde. Danach suchten sie die Zentrale auf. Reginald Bull ließ die MURG DO PYAZA beschleunigen, dann machte er sich an die Arbeit, die Linearetappen für das Boot zu programmieren. Die Zielwelt war mehr als vierzigtausend Lichtjahre von dem stillen Asteroiden entfernt. Bully programmierte zehn kleine Linearetappen, er wollte die Maschinen des Schiffes nicht strapazieren.

Yigael Freyt hatte seine schlaksige Gestalt im Sitz des Navigators gleichsam zusammengefoldet. Er sah hinaus in das Dunkel des Alls.

„Der helle Fleck dort links“, sagte Bully, ohne aufzusehen. „ist übrigens unsere Nachbargalaxis - Andromeda.“

„Wird man da eines Tages auch hinfliegen können?“ fragte Kamee. „Mehr als eine Million Lichtjahre weit?“ „Warum nicht?“ gab Bully zurück. Der Datenstreifen war fertig, er fütterte den Robotpiloten damit. „Ich habe da mal mit einem Burschen gesprochen, der war noch viel weiter gereist.“

„Weiter als Andromeda?“

„Viel weiter“, sagte Bully. „Ein feiner Kerl, dieser Jared Coln. Auch seine Freundin war zauberhaft.“

„Aber das hätte sich doch herumgesprochen“, warf Shaktar Deringhouse ein.

„Wir haben die Geschichte nicht populär gemacht“, sagte Bully. „Das Fahrzeug, wenn man so will, mit dem die beiden reisten, war auch etwas sehr eigentümlich - ein intelligenter Nebel namens Axhalaisom. Nun, auch das ist schon Vergangenheit. Um auf deine Frage zurückzukommen' ja, eines Tages werden wir auch Andromeda erreichen. Vielleicht werden noch ein paar Jahrhunderte vergehen müssen, aber wir werden es schaffen.“

„Und nach Andromeda' was kommt dann?“

Reginald Bull lachte laut auf.

„Nichts mehr“, sagte er. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass es möglich sein wird, Triebwerke zu bauen, die mehr als zwei oder drei Millionen Lichtjahre überbrücken können.“

Die Space-Jet tauchte in diesem Augenblick in den Linearraum ein. In das Bild der Sterne kam Bewegung. Das kleine Schiff wurde eingehüllt von einem energetischen Etwas, das wechselweise als Kalupsches Kompensationsfeld bezeichnet wurde oder einfach Vibrationszone hieß. In diesem seltsamen Medium galten weder die Regeln des vierdimensionalen Einsteinraums noch die Gesetze übergeordneter Kontinua - das ermöglichte es dem kleinen Schiff, mit millionenfacher Lichtgeschwindigkeit zu reisen. Früher hatte man solche Strecken mit Transitionen zurückgelegt, ein ebenso aufwendiges wie unangenehmes Verfahren.

„Das Fliegen können wir dem Autopiloten überlassen“, sagte Reginald Bull. „Es wird uns sicher ans Ziel bringen.“

Der Autopilot brauchte die ganze Nacht, um das Schiff bis an das vorausberechnete Ziel zu bringen. Als die vier Menschen am nächsten Morgen aus den Betten krochen, hing die MURG DO PYAZA scheinbar bewegungslos im All. Kamee fiel sofort das Fehlen des Antriebsgeräusches auf, als sie erwachte. Schnell stand sie auf, zog sich an, dann hastete sie hinauf in die Zentrale. Sie war keineswegs die erste - Reginald Bull hatte es sich bereits im Sessel des Kommandanten bequem gemacht und rührte in einer Kaffeetasse.

„Guten Morgen“, sagte er freundlich. „Ich habe schon Kaffee aufbrühen lassen.“

„Sind wir am Ziel?“ fragte Kamee. Sie nahm auf dem erstbesten Sitz Platz, der zu finden war, und griff nach dem Becher, den Bully ihr reichte. Die Szene hatte etwas Unwirkliches - über den beiden wölbte sich das Schwarz des Sternenhimmels, und sie saßen in der Zentrale eines kleinen Raumschiffs und gingen einer vergleichsweise so banalen Tätigkeit nach, wie dem Trinken von Kaffee.

„Dies ist das System“, sagte Reginald Bull. „Auf dem Massetaster kannst du Einzelheiten erkennen.“

Das Sonnensystem bestand aus einer hellblauen, recht heißen Sonne und einer Schar von siebzehn Planeten. Der weitaus größte Teil dieser Welten war nach irdischen Maßstäben unbewohnbar - man hatte die Wahl zwischen den Eisriesen der äußeren Zone und den Gluthöllen im inneren Bereich. Es gab aber auch einen Planeten, der in jener Ökosphäre lag, die von Menschen bevorzugt wurde.

„Also doch“, sagte Yigael' als er die Zentrale betrat. „Ich hatte schon befürchtet, unsere

Vorfahren hätten uns hereingelegt."

„Was hätte das für einen Sinn gehabt?" fragte Bully. Auch Shaktar Deringhouse erschien auf der Bildfläche. Schweigend tranken die vier den Morgenkaffee, an ein Frühstück im herkömmlichen Sinn dachte niemand, nicht einmal Kamee' die bei sich zu Hause förmliche Frühstücksrituale zu zelebrieren pflegte.

„Sehen wir uns den Planeten an?"

„Natürlich", sagte Reginald Bull.

Er hatte bereits einen knappen Funkspruch vorbereitet, mit dem die Administration über Bullys Verbleib unterrichtet wurde. Gleichzeitig erfuhr Reginald Bull die letzten Nachrichten aus dem Imperium - völlig aus der Reichweite seines Büros kam Bully nie.

„Nervös?"

„Sehr", sagte die junge Frau. „Ich habe noch nie etwas Ähnliches erlebt. Dies ist der erste fremde Planet, den ich anfliege' und es ist noch nicht einmal eine jener sattem bekannten Touristenwelten."

„Dort unten kann es nicht wüster zugehen als in manchen Urlaubszentralen" sagte Bully spöttisch.

Er übernahm die Steuerung der MURG DO PYAZA. Das Schiff war in der Umlaufbahn des siebten Planeten aus dem Linearraum ausgetreten bis zum Zielplaneten war daher kein weiter Weg mehr zurückzulegen.

Sorgfältig achtete Kamee auf die Anzeige der Energietaster. Sie verriet, ob irgendwo in der Nähe mit fünf- und mehrdimensionalen Energien gearbeitet wurde, was in der Regel auf technisch hochstehende Lebewesen hindeutet.

„Ich habe etwas im Massetaster", gab Shaktar bekannt. „Ein Mond, und in der Nähe ein noch kleinerer Körper."

„Lass sehen!"

Bully wandte den Kopf zur Seite und betrachtete die Anzeige auf einem kleinen Kontrollmonitor.

„Der Planet hat einen Mond", stellte Bully fest. „Und auf der Mondbahn hängt ein Fremdkörper im Raum ich vermute, dass es sich um die ICA handelt."

Kamee schluckte.

„Ist das Schiff vielleicht gar nicht gelandet?" fragte sie.

„Abwarten und nachsehen", empfahl Bully. Er strich sich mit der Hand durch das rote Bürstenhaar. „Ich werde selbst hinübergehen. Ich kenne nämlich diesen Schiffstyp etwas besser als ihr. Shaktar' mache mir bitte einen Anzug klar."

Bully steuerte die Space-Jet mit der Routine, die ihm mehr als vier Jahrhunderte der Übung gegeben hatten. Er flog nach Sicht, ohne sich um die Instrumente zu kümmern. Wie viele erstklassige Piloten solcher kleiner Fahrzeuge, hatte er ein nahezu phänomenales Gespür für die Bewegungen des Schiffes.

Er brachte bereits im ersten Anlauf die MURG DO PYAZA in eine Parkbahn in der Nähe der ICA.

Auf dem Energietaster war ablesbar, dass an Bord der ICA keine Energie mehr erzeugt wurde. Das Schiff war gleichsam tot.

„Das sieht nicht gut aus", sagte Kamee.

Die MURG DO PYAZA schwebte in Sichtweite des großen Schiffes. Die ICA maß mehr als einhundert Meter im Durchmesser, sie war ein typischer Kugelraumer, wie sie bei Terranern und Arkoniden an der Tagesordnung waren.

„Dass ihr mir nicht einfach verschwindet", sagte Bully grinsend. „Ich werde noch gebraucht. Also lasst die Finger von den Kontrollen."

Er schwebte im Antigravschacht hinunter in die Schleuse. Mochte das Anlegen eines Raumanzugs auch ebenso Routine sein wie der Landeanflug auf einen Planeten, Reginald Bull nahm sich die nötige Zeit, alle Funktionen zu kontrollieren. Ein einziger Fehler konnte

hier den Tod zur Folge haben.

Treibstoff, Batterien und Sauerstoff waren einwandfrei.

„Schleuse öffnen“, bestimmte Bully.

Starke Pumpen saugten die Atemluft aus der Schleuse. Der Luftdruckanzeiger am linken Handgelenk sackte auf Null. Dann glitt die Schleuse auf.

Kamee hörte Reginald Bulls Stimme aus dem Lautsprecher.

„Ich habe das Schiff erreicht“, quäkte es aus dem Lautsprecher. Die Qualität des kleinen Mikrophons in Bullys Anzug ließ stark zu wünschen übrig. „Es ist tatsächlich die ICA.“

Kamees Herzschlag beschleunigte sich. Was würde Bully finden?

„Ich versuche jetzt, an Bord zu kommen“, berichtete Bully weiter. „Die Mannschleusen sind geschlossen, desgleichen die großen Lastschleusen.“

„Gibt es dann überhaupt noch eine Möglichkeit, an Bord zu kommen?“ wollte Kamee wissen. Sie versuchte, Bully auf dem Bildschirm wiederzufinden, aber er wurde vom Rumpf der ICA abgedeckt. „Für mich ja, Töchterchen“, sagte Bully mit hörbarer Erheiterung.

„Ein Glück, dass wir einen so rüstigen, Urgroßvater an Bord haben“, konterte Kamee trocken. Yigael grinste breit.

„Man kann gewisse Schleusen nämlich auch von außen einschalten“, sagte Reginald Bull.

„Vorausgesetzt, es gibt im Innern noch ein wenig elektrischen Strom.“

„Wird der nicht von den Energietastern angemessen?“

„Nur höherdimensionale Energie“, gab Bully zurück.

Etwas knackte in den Lautsprechern.

„Wer sagt es“, war Bullys Stimme zu hören. „Es gibt auch Strom. Ich habe eine Schleuse geöffnet und steige jetzt ein.“

Kamee versuchte sich vorzustellen, was sich draußen im Weltraum abspielte, wie Reginald Bull in der leeren Schwärze trieb, wie er den lautlosen Koloss des toten Raumschiffs untersuchte und nach einer Möglichkeit suchte, in das Innere zu kommen.

Kamee wartete auf die Meldung, vor der sie sich insgeheim fürchtete. Sie stellte sich vor, wie Reginald Bull die Schleuse verriegelte und mit Atemluft flutete. Wie er das Innenschott öffnete und in das Schiff eindrang. Und wie er...

„Könnt ihr mich hören?“

„Die Verständigung ist einwandfrei“, sagte Kamee hastig. „Hast du etwas gefunden?“

„Bisher nichts“, sagte Bully. „Es sieht aus, als sei das Schiff säuberlich leergeräumt worden. Es fehlt übrigens das große Beiboot - die Besatzung ist also auf dem Planeten gelandet.“

Kamee stellte sich vor, wie Bully in der Zentrale auf eine Versammlung von Skeletten stieß oder auf mumifizierte Tote - an Schreckensbilder dieser Art hatte Kamee denken müssen, seit der Flug begonnen hatte.

„Hier stehen einige desaktivierte Roboter herum“, gab Bully durch. „Ansonsten ist nichts zu sehen. Halt, ich erreiche jetzt ein Lager. Es ist leer, bis auf den letzten Krümel ausgeräumt. Hörst du mich, Kamee?“

„Ich höre gut und deutlich“, gab Kamee zurück.

„Du kannst den beiden Knaben mitteilen, ihre Großväter seien offenkundig auf dem Planeten gelandet - das Lager ist nämlich so leer, wie es, nur sein kann. Ich gehe jetzt weiter.“

Immer wieder sah Kamee hinauf, zu dem kleinen Lautsprecher, aus dem die Stimme von Reginald Bull drang. Auch Yigael und Shaktar sahen immer wieder in die Höhe. Aus dem Lautsprecher drangen fremdartig klingende Geräusche, vermutlich der Klang von Bullys raumfesten Schuhen auf den Metallplatten des Bodens.

„Der Antigrav ist defekt“, gab Bully durch. „Ich versuche trotzdem, in die Zentrale zu kommen.“

„Gib auf dich acht“, rief Kamee impulsiv.

„Wird gemacht“, kam es zurück, es folgte ein leises Kichern. „Dies ist nicht das erste Mal,

dass ich meine Haut zu Markte trage."

Eine kurze Pause entstand, dann meldete sich Bully erneut.

„Ich bin in der Zentrale. Hier ist ebenfalls alles leer.

Das Schiff ist verlassen worden. Ich gebe die Suche jetzt auf und komme zurück."

„Sieh doch mal in den Privatkabinen nach", bat Kamee. „Vielleicht findet sich dort ein Hinweis."

„Einverstanden", erklärte Bully. Seine Atemzüge waren deutlich zu hören. Es war nicht einfach, sich in den keineswegs sehr bequemen Raumanzügen zu bewegen.

„Sie haben also das Schiff verlassen", murmelte Kamee. „Ob dort unten irgendwelche Spuren von ihnen übriggeblieben sind?"

Yigael sah Kamee aus seinen blauen Augen skeptisch an. Mit einer Hand strich er sich eine blonde Strähne aus dem Gesicht.

„Was erhoffst du zu finden?" fragte er knapp. „Ich weiß es nicht", sagte Kamee ratlos. „Ich habe keinerlei Vorstellungen, was es an Spuren überhaupt geben kann. Vielleicht finden wir das Beiboot - es müsste doch eigentlich mit unseren Mitteln anpeilbar sein."

„Das wird schwerfallen", meinte Shaktar' „aber versuchen kann man's ja immerhin."

„Bully' hast du etwas gefunden?"

„Ja", klang es über die Funkleitung. „Die Kabinen sind auch völlig leer - also haben die Mitglieder der Besatzung alles, aber auch wirklich alles von Bord geschleppt. Ich halte das für ein gutes Zeichen."

„Wunderbar", rief Kamee. „Dann komm zurück. Wir brennen darauf, uns den Planeten anzusehen."

Reginald Bull brauchte zwanzig Minuten, dann stand er wieder in der Zentrale der MURG DO PYAZA. Er wirkte ein wenig müde, strengte sich aber an, das keinen merken zu lassen.

„Also?" sagte er und nahm erst einmal von dem Kaffee, den Kamee gebraut hatte.

„Landung", sagte Kamee. „Und zwar so bald als möglich. Ich brenne darauf, die Welt kennenzulernen, die sich mein Großvater und seine Freunde als letzten Aufenthaltsort ausgesucht haben."

„Wir könnten eine Überraschung erleben", sagte Reginald Bull. „Einige von den Expeditionsteilnehmern hatten noch soviel Lebenserwartung, dass die Zeit reichte, eine regelrechte Kolonie zu gründen. Dein Großvater beispielsweise, Kamee' hatte noch mehr als siebzehn Jahre zu leben - und mit siebzehn kann man ein Kind schon in die Welt hinaus entlassen."

„Du meinst, es könnte auf dem Planeten Nachfahren unserer Vorfahren ... Was für ein blöder Satz."

„Aber sachlich zutreffend", sagte Bully grinsend. „Ein Klassenkamerad von mir formulierte in einer Klassenarbeit einmal ebenso treffend: Vererbung ist die Weitergabe von Erbinformationen der Vorkommen an die Nachkommen."

Kamee verzog das Gesicht.

„Ein Scherz?"

„Voller Ernst", sagte Bully. „Verbunden mit herzerreißender Dummheit. Der Bursche ist früh abgegangen und hat einen Laden aufgemacht. Verdient hat er jedenfalls mehr als ich."

„Das wollte ich schon immer einmal wissen", fragte Kamee. „Wie hoch sind eigentlich die Gehälter der Spitzen in der Administration?"

Reginald Bull lächelte zurückhaltend.

„Vergiss das Geld, Mädchen", sagte er. „Wir werden auf andere Weise bezahlt - beispielsweise damit" - er griff an den Zellaktivator - „oder damit, dass irgendeiner mir in einem Restaurant auf die Schultern haut, dass mir die Gräte den Hals aufschlitzt' und dazu brüllt:

Gut gemacht, Bully."

Die drei lachten laut über einen Bully' der nachzuahmen versuchte, wie er an der Gräte

erstickte und dabei wohlwollend grinste.

„Du hast meine Frage noch nicht beantwortet“, stellte Kamee knapp fest. „Wieviel?“

Bully grinste.

„Zu wenig“, sagte er. „Und damit genug. Ihr wollt also landen. Habt ihr einen bestimmten Punkt ins Auge gefasst?“

„Vielleicht kann man den Standort des Beiboots...“ „Man kann“, sagte Bully und griff nach der Steuerung. „Schnallt euch an.“

Die Space-Jet senkte sich in weitem Bogen auf den Planeten herab. Es wurden Einzelheiten erkennbar - eine braune Fläche mit grünen Sprenkeln, vermutlich Landmassen' überall weißblaue Muster, wahrscheinlich Wasser mit darüber treibenden Wolken. Der Planet ähnelt aus dem Weltraum ein wenig der heimatlichen Erde.

„So ein Beiboot enthält ziemlich viel Metall“, erklärte Bully. „Und ,so große konzentrierte Metallmassen auf einem Planeten kann man anmessen - vorausgesetzt, die Bevölkerung hat nicht weitere Raumschiffe aufzuweisen.“

„Ich wüsste gerne, woher die Unsterblichen diese Welt kannten“, sagte Shaktar. „Sie haben gar nicht erst lange gesucht, sie sind sofort hierhin geflogen.“

Bully zuckte mit den Schultern. Die MURG DO PYAZA tauchte in die obersten Schichten der Lufthülle ein. In den Schirmfeldern kreischte ionisierte Luft.

Vor der halbkugeligen Kuppel der Space-Jet waberten rötliche Massen. Die Luft des Planeten staute sich vor dem Bug des kleinen Schiffes und wurde dabei glühheiß. Da Bullys Kurs in weitem Bogen durch die Nachtseite hindurch auf die Tagseite des Planeten führte, bildete sich besonders im ersten Teil der Fallkurve ein Feuerball vor der MURG DO PYAZA. Er erlosch, sobald Bully die Sinkgeschwindigkeit drosselte.

Wenig später war die sonnenbeschienene Seite des Planeten erreicht. Unter der Space-Jet zog das Land vorbei - üppig bewachsene Flächen, wenn auch ohne erkennbare Strukturen. Dann kam ein breites Meer, das in diesem Augenblick gerade einen heftigen Wirbelsturm erlebte, wie das Luftbild deutlich bewies. Als der nächste Kontinent erreicht wurde, war die Space-Jet bis auf einige tausend Meter an die Oberfläche des Planeten herangekommen.

„Jetzt beginnt die eigentliche Arbeit“, sagte Bully. „Was ist euch lieber - sollen wir in jedem Fall hier landen, oder wollt ihr erst einmal den ganzen Planeten nach dem Beiboot absuchen...?“

„Nicht nötig!“ rief Shaktar. „Da ist es schon!“

Er deutete auf den Monitor. Deutlich zeichnete sich eine kompakte Metallmasse auf dem Schirm ab, auf dem ansonsten nur verschwommene Konturen zu erkennen waren, die bestenfalls einem guten Mineralogen etwas sagten.

„Das könnte das Beiboot sein“, stimmte Bully zu. „Wir werden einmal nachsehen.“

Er ließ die MURG DO PYAZA weiter absinken, tiefer auf den Planeten herab. Unter dem Schiff rasten Wälder und tiefe Täler vorbei.

„Mehr nach rechts“, riet Yigael. „Jetzt steuerst du genau auf das Ding zu, Bully!“

Reginald Bull verlangsamte das Schiff. Die MURG DO PYAZA machte jetzt kaum mehr als zweihundert Kilometer in der Stunde - für ein Schiff mit Linearantrieb eine lächerlich geringe Geschwindigkeit.

„Dort ist es!“

Das Beiboot war mit bloßem Auge zu erkennen, eine rostbedeckte Masse, die früher einmal auf sechs Landebeinen gestanden hatte, die jetzt aber weggerostet waren.

„Das sieht nicht gut aus“, murmelte Kamee.

„Wir landen genau neben dem Ding“, versprach Reginald Bull. Wenige Minuten später kam die MURG DO PYAZA zum Stillstand. Reginald Bull ließ vorsichtshalber die Luft überprüfen - sie war atembar. Die Schwerkraft war ein wenig geringer als auf der Erde.

„Sehen wir uns das Wrack einmal an“, schlug Reginald Bull vor.

Die vier stiegen aus. Es war seltsam ruhig. Das Boot stand auf einer Lichtung in einem

ausgedehnten Wald. Der Boden war Grasbestanden, offenbar hatte sich das Schiff seit sehr langer Zeit nicht mehr von der Stelle gerührt.

Reginald Bull wartete, bis alle Besatzungsmitglieder der MURG DO PYAZA auf dem Boden des Planeten standen, dann machte er sich auf den Weg zum Beiboot. Genau in diesem Augenblick kam etwas herangezischt, schlug mit hellem Ton auf der Hülle der Space-Jet ein und schwirrte davon.

„Sieh an“, stieß Reginald Bull hervor. „Wir werden erwartet.“

5.

„Finger von den Waffen!“ rief Bully. „Legt euch hin, aber schieß nicht. Das war kein gezielter Schuss.“

Er selbst behielt die rechte Hand am Kolben seiner Waffe. Die anderen drei hatten sich flach auf den Boden geworfen.

„Was mag das gewesen sein?“ fragte Shaktar, zu Bully hinaufsehend.

„Ein Pfeil“, vermutete Reginald Bull. „Oder irgendetwas Ähnliches. Wir warten einfach ab, was passiert.“

„Willst du nicht auch in Deckung gehen?“ fragte Kamee. „Wenn diese Leute uns massakrieren wollen...“

Bully lachte unterdrückt. Situationen wie diese schienen ihm Spaß zu machen.

„Sie kennen uns noch gar nicht“, sagte er belustigt, „folglich haben sie auch noch keinen Grund, uns zu massakrieren. Wenn ihr wollt, könnt ihr aufstehen - es scheint nicht sehr gefährlich zu sein.“

Vorsichtig standen die drei auf. Kamee sah sich furchtsam um. Nicht, dass sie Reginald Bull nicht vertraut hätte, aber sie hatte ihre Zweifel, ob sie die Lage ähnlich beurteilen würde wie Bully, dem es offenkundig nichts auszumachen schien, wenn man auf ihn schoß.

„Dort kommen sie“, sagte Bully. „Reiter!“

Er deutete mit der Hand auf eine Gruppe, die sich aus dem Waldrand löste und langsam näherte.

Was sie ritten, konnte Kamee nicht erkennen. Die Tiere hatten sechs Beine und sahen einem jener Hirtenhunde zum Verwechseln ähnlich, bei denen man nie wußte, was Vorderteil und was Hinterteil war.

Die Gestalten auf den Reittieren waren humanoid - das hieß, daß Kamee zwei Beine erkennen konnte und zwei Arme, daß Kopf und Rumpf von einander getrennt waren. Viel mehr war nicht zu sehen - die Reiter trugen Rüstungen.

„Es dürfte ein Armbrustbolzen gewesen sein“, kommentierte Yigael Freyt. „Aber das sind doch nie und nimmer die Nachkommen unserer Großeltern - in zwei Generationen fällt man doch nicht so weit zurück.“

Shaktar Deringhouse sah seinen Gefährten an.

„Was nennst du zurückfallen? Daß sie nicht mit Hochenergiegewaffen in der Landschaft herumschießen? Daß sie Tiere zur Fortbewegung verwenden, anstatt, wie es jeder normale Mensch tun würde, Tausende von Quadratkilometern mit Beton zu planieren?“

Die Reiter verlangsamten ihr Tempo. Offenkundig wollten sich die beiden Gruppen zunächst einmal beäugen.

Kamee sah das blitzende Metall der Rüstungen, und sie verstand auch, was Yigael hatte ausdrücken wollen.

Die Rüstungen, in ihrem Aussehen stark an irdische Modelle erinnernd, waren Meisterwerke handwerklicher Arbeit, desgleichen das Lederzeug. Es erschien Kamee ausgeschlossen, daß sich eine so kleine Gruppe wie die Teilnehmer des ICA-Fluges binnen zweier Generationen

so perfekte Handwerkskunst erlernt haben sollten - noch dazu gleichsam in der umgekehrten Richtung.

„Der Herr mit dem grünen Helmbusch scheint der Chef des Haufens zu sein“, sagte Bully.

Er hob grüßend die rechte Hand, die Innenfläche nach vorne gekehrt. Dieses Symbol war überall in der Galaxis unter humanoiden Lebewesen verständlich - hier schien es anders zu sein.

„Sie greifen an!“ stieß Kamee hervor.

Die Reiter gaben ihren Tieren die Sporen und preschten los. Es waren dreißig Berittene, und sie schienen wild entschlossen. Bully wandte sich um. Die Schleuse der MURG DO PYAZA war geschlossen, sie in der kurzen Zeit zu öffnen, ein Ding der Unmöglichkeit.

„Lauft!“ schrie Bully. „Jeder in eine andere Richtung!“

Er stürmte davon, aber die Flucht kam viel zu spät. Einen Herzschlag lang spielte Reginald Bull mit dem Gedanken, von der Waffe Gebrauch zu machen, dann aber verwarf er den Gedanken - noch war ihm nichts geschehen: Er hatte keinerlei Recht, ein Blutbad unter den Reitern anzurichten.

Etwas tauchte schemenhaft vor Bullys Augen auf, senkte sich auf ihn herab und brachte ihn im Bruchteil einer Sekunde zu Fall. Eine lederne Schlinge, meisterlich geworfen in vollem Galopp, hatte sich um seinen Oberkörper gelegt und zugezogen.

Der Reiter parierte sein Pferd durch. Schmerzhaft zog sich die Schlinge um Bullys Brust zusammen. Er wurde über den Boden gewirbelt, überschlug sich mehrmals und spürte, wie ihm der Boden die Gesichtshaut aufschürfte. Dann klang spitz und schrill ein Schrei über die Lichtung - offenbar war auch Kamee gefangen worden.

Der Mann - oder war es eine Frau -, der Bully eingefangen hatte, stieg mühsam von seinem Reittier. Sehr bequem waren die Rüstungen nicht. Zwei seiner Gefährten stiegen ebenfalls ab. Bully versuchte gar nicht erst, sich zur Wehr zu setzen. In seiner Nähe waren auch drei Reiter aufgetaucht, die ihre Armbrüste schußfertig in den Händen hielten - jeder Bolzen mußte ein Treffer sein.

Der Anführer der Gruppe, der Reiter mit dem grünen Helmbusch kam näher. Zwei dunkle Augen starrten Bully durch den Sehschlitze finster an. Der Mann schlug das Visier hoch.

Reginald Bull blickte in ein menschliches Gesicht. Es konnte keinen Zweifel geben, es handelte sich um Menschen. Der Reiter war ein Mann, und er war schlecht rasiert.

Der Reiter sprach Bully an, aber der verstand kein Wort, obwohl er die Klänge seltsam vertraut fand. Es hörte sich an, als hätten die Sprache des Fremden und die Bully bekannten Sprachen - einige irdische Sprachen, dazu das in der Galaxis gebräuchliche Interkosmo - gemeinsamen Ursprung.

Bully bekam einen herausfordernden Stoß mit der stumpfen Seite eines Speeres versetzt.

„Laß das!“ herrschte er den Reiter an.

Das Gesicht des Anführers drückte eine Regung aus, die Bully auch ohne Translator verstand. Aha, besagte die Miene des Reiters. Im Hintergrund erkannte Bully Kamee und die beiden jungen Männer. Es hatte nichts genutzt, daß sie sich getrennt hatten - es waren zu viele Reiter gewesen, um ihnen entkommen zu können.

Der Chef der kleinen Truppe stieß einige Befehle hervor. Bully und die drei anderen wurden hart und kompromißlos gefesselt. Die Reiter verstanden sich auf das Handwerk, an eine Selbstbefreiung war nicht zu denken.

„Was sind das für Leute?“ fragte Kamee. „Menschen?“

„Es müssen wohl Menschen sein“, sagte Bully. „Aber frage mich nicht, wo die herkommen.“

Der Trupp setzte sich wieder in Bewegung. Vier Reiter blieben sicherheitshalber in der Nähe der MURG DO PYAZA zurück, vermutlich um auf weitere Besatzungsmitglieder zu warten.

Der Rest nahm die Gefangenen in die Mitte. Die Reiter waren gnädig, sie ließen ihre zottigen Tiere im Schritt gehen. Das bedeutete, daß Bully und die anderen einen lockeren Trab einschlagen mußten, um mithalten zu können.

„Wohin wird man uns bringen?“ stieß Shaktar hervor.

„Frag mich nicht“, sagte Bully. „Ich verstehe selbst nicht mehr, was hier eigentlich los ist. Hat man euch die Waffen abgenommen?“

„Nein“, sagte Yigael verwundert. „Vielleicht kennen sie solche Waffen überhaupt nicht.“

„Das glaube ich nicht“, sagte Bully. „Eure Großeltern hatten solche Waffen, und daß diese Reiter gar nicht erst auf die Idee gekommen sind, uns nach solchen Waffen zu durchsuchen, läßt mich das Schlimmste befürchten.“

Vier Stunden nahm der Trab in Anspruch, dann wurde den Gefangenen eine kurze Rast gewährt. Sorgfältig achteten die Reiter darauf, daß die vier so weit voneinander entfernt waren, daß sie sich weder unbemerkt verständigen, noch sich gegenseitig befreien konnten. Nach der Rast ging der Ritt weiter. Reginald Bull war noch nie ein Freund sportlicher Übungen gewesen. Sein leiser Hang zur Bequemlichkeit war bei seinen Freunden bekannt und stets Ziel bissiger Bemerkungen - ganz besonders von Gucky, der in diesem Fall mit Bully durchaus wetteifern konnte.

Reginald Bull jedenfalls war recht bald schweißüberströmt, und sein pfeifender Atem verriet, daß er diese Belastung nicht mehr sehr lange würde aushalten können.

Er mußte dennoch ziemlich genau drei Stunden lang hinter den Tieren des Reitertrupps hertragen. Gesprochen wurde kein Wort, die Reiter hatten offenbar keine Lust zu reden, und den Gefangenen fehlte längst der Atem dazu.

Endlich verlangsamten die Reiter das Tempo. In sehr langsamem Schritt verließen sie den Wald, dahinter die gefesselten Gefangenen.

Bully schnaufte und keuchte. Als er an der Spitze des traurigen Zuges den Wald verließ, riß er die Augen weit auf.

Diese Stadt hatte er beim Anflug vollständig übersehen. Es war eine richtige kleine Stadt, sie hätte auf der Erde knapp fünftausend Menschen Platz geboten. Hohe Mauern umgürteten die spitzgiebligen Häuser, in der Mitte der Stadt ragte eine Burg hoch über die Firste der Häuser hinaus.

„Sieht aus wie im Mittelalter“, ächzte Yigael schweratmend. Über sein Gesicht lief dickperliger Schweiß, seine Haare waren verklebt.

Kamee pries im stillen ihr Geschick, daß sie auch ohne Training stets eine einigermaßen gute Sportlerin gewesen war - sie hatte sich tapfer gehalten, und ihr kam zugute, daß Frauen für lange andauernde Belastungen besser taugten als Männer.

„Es sieht hübsch aus“, sagte sie. „Irgendwie romantisch.“

„Hoffentlich verfliegt der Zauber nicht zu rasch“, stieß Bully hervor.

Ein schmaler Trampelpfad führte vom Waldrand hinunter in das flache Tal der Stadt. Ein Fluß umgab den vorderen Teil der Siedlung und verstärkte noch den Eindruck der Wehrhaftigkeit. Daß sich eine solche Siedlung gegen die Waffen der MURG DO PYAZA nicht würde halten lassen, war offenkundig - vermutlich hätten die vier Terraner allein genügt, die Bewohner zu unterwerfen. Aber sie kamen an ihre Waffen nicht heran, und ohne diese Hilfsmittel waren sie den Bewohnern der kleinen Siedlung eher unter- als überlegen.

„Ich bin gespannt, wem wir jetzt vorgestellt werden“, sagte Bully.

Er kam langsam wieder zu Luft. Kamee konnte sehen, daß er dennoch Mühe hatte, nicht zusammenzubrechen. Der lange Dauerlauf ging in die Beine; Kamee konnte ihre Muskeln deutlich fühlen.

Am Ufer des Flusses zogen sich Felder entlang. Offenbar war die Erntezeit nahe; goldgelb wiegte Getreide im Wind, und in den Obstgärten vor den Toren der Stadt bogen sich die Äste unter der Last der Früchte. Über den Dächern stiegen kräuselnd dünne Rauchsäulen in die Höhe. Es war ein sehr friedliches Bild.

Kamee sah, daß einige Neugierige ihre Feldarbeit verließen und die Gefangenen begafften wollten. Es waren unzweifelhaft Menschen - sie wären auf der Erde nirgendwo aufgefallen, es

sei denn durch die derb bäuerische Kleidung.

„Es sieht aus wie ein Volk von Blumenliebhabern“, sagte Kamee. „Seht ihr? Jeder trägt eine Blume.“

Bully schien nicht darauf zu achten. Er schielte mehr nach den Bewaffneten, außerdem versuchte er offenkundig, sich den Plan der Stadt genau einzuprägen. Kamee sah auch, wie intensiv Reginald Bull die Konstruktion des schweren Stadttors betrachtete. Offenbar hatten die friedfertigen Einwohner der Stadt auch ihre Feinde - die Mauer war mit Zinnen und Wehrgängen versehen, und über dem hölzernen Tor, das mit schweren Eisenbändern bewehrt war, drohten dem Gegner häßliche Pechnasen entgegen.

„Wenn wir Pech haben“, sagte Shaktar, „dann halten sie uns für diejenigen, gegen die diese Abwehrfestung gebaut worden ist.“

„Aber wir tun doch niemandem etwas“, sagte Kamee.

„Als ob das etwas ausmachte“, gab Shaktar zurück.

Die Straßen der Stadt waren sogar gepflastert, und an den Seiten der Straßen liefen knietiefe Abwässergräben. Dennoch lag über der ganzen Stadt eine Geruchswolke, an die man sich erst einmal gewöhnen mußte - es waren Aromen darunter, die es auf der Erde nicht mehr gab. So drang beispielsweise aus einer Gerberei ein starker Geruch auf die Straße, wie ihn Kamee nie zuvor wahrgenommen hatte. Bei einem Blick in die Werkstatt konnte sie im Hintergrund den wassergetriebenen Walkhammer arbeiten sehen, während im Vordergrund zwei Helfer Felle für die Behandlung mit Äscher vorbereiteten.

Aus einer Bäckerei wehten süßliche Düfte über die Straße und erinnerten Kamee daran, daß sie seit den frühen Morgenstunden nichts mehr gegessen hatte. Der Hunger meldete sich.

Vor den Toren der Burg im Herzen der Stadt hielt der Reitertrupp an. Neugierige scharten sich um die vier Gefangenen, und wenn Kamee die Rufe und Gesten der Stadtbewohner richtig deutete, wurden sie von den Städtern übel beschimpft.

„Was haben wir ihnen nur getan?“ fragte Kamee halblaut.

„Nicht unbedingt wir, aber vielleicht eure Großeltern“, sagte Bully trocken. „Obwohl es meinen alten Freunden durchaus nicht ähnlich sieht, Anlaß für soviel Volkswut zu liefern.“

Die schweren Portale der Burg wurden geöffnet. Hinter dem ersten Tor gab es einen zwanzig Meter langen Gang, dessen Decke von einem massiven Eisengitter gebildet wurde. Feinde, die das erste Hindernis überwand, mußten danach einen Regen von Geschossen durchqueren, wenn sie an das zweite Portal heranwollten.

Die Stadtbewohner waren sehr vorsichtige Leute - erst mußte das äußere Tor geschlossen werden, dann erst wurde das innere geöffnet. Dahinter war ein gepflasterter Hof erkennbar.

Kamee schluckte.

Mitten auf dem Hof war ein steinerner Pfahl zu erkennen, in den ein eiserner Ring eingelassen worden war. Vor diesem Pfahl war der Boden von Aschenspuren bedeckt.

„Man scheint hier keinen Fehler des Mittelalters auslassen zu wollen“, bemerkte Bully trocken. Er warf einen kurzen Seitenblick auf Kamee. Sie fühlte, daß sie bleich geworden war, riß sich aber zusammen und versuchte, etwas zu produzieren, was ein tapferes Lädcheln darstellen sollte.

Die Bewohner der Burg waren recht wehrhaft. Überall waren Bewaffnete zu sehen, Schwertträger' Speerschleuderer und Bogenschützen. In einem Winkel des Burghofs war ein Schießstand für die Bogenschützen aufgebaut worden; dort wurde intensiv trainiert, und wie Kamee feststellen konnte, trafen die Bogner vorzüglich.

„Ich möchte wissen, gegen wen sich diese Leute rüsten“, murmelte Yigael.

Die Reiter parierten ihre Tiere durch. Der Zug stoppte, und die Reiter stiegen ab. Auf einem Vorsprung der inneren Burgmauer erschien eine Gestalt und spähte auf die Reiter und ihre Gefangenen herunter.

Kamee sah, wie der Grünbuschige mit demütiger Geste den Mann auf dem Balkon grüßte - vermutlich handelte es sich um den König des Landes oder den Burggrafen.

Knechte eilten herbei und schleppten ein paar Stühle und einen Teppich auf den Burghof hinaus. Wenig später erschien, begleitet von einer Schar Würdenträger, der Herrscher der Stadt.

Es war ein hochgewachsener Mann mit dunklen Haaren und Augen, schlank und noch nicht sehr alt. Er trug ein langfallendes Gewand aus einem rötlichen Seidenstoff, das mit Brokat besetzt war. Hinter ihm tauchten wesentlich prunkvoller gekleidete Gestalten auf, deren hochmütige Gesichter Kamee auf den ersten Blick miß fielen.

Der König oder Graf setzte sich auf seinen Stuhl, einen einfachen hölzernen Sessel, ohne jedes Schnitzwerk. Er musterte die Gefangenen sehr nachdrücklich, besonders lange betrachtete er Kamee, die nicht recht wußte, ob sie sich über das Kompliment freuen sollte.

Der König öffnete den Mund und sagte ein paar Worte, die keiner von den Gefangenen verstehen konnte.

„Es tut uns leid“, sagte Reginald Bull höflich, „aber wir verstehen dich nicht.“

Der König kniff die Augen zusammen. Er schnippte mit den Fingern und rief einen Befehl.

Einige Minuten verstrichen, in denen nichts weiter zu hören war als das Geräusch einschlagender Pfeile und die Anweisungen der Schießlehrer.

Dann erschien eine neue Gestalt auf der Bildfläche. Es war ein Gefangener, ein Mann in Ketten.

Er war nur mit Lumpen bekleidet, das Haar hing filzig bis auf die Schultern herab, desgleichen der Bart. Die Augen lagen tief in den Höhlen, das Gesicht war mager und wirkte ausgezehrt. Auf nackten Füßen, die mit Eisen zusammengekettet waren, schlurfte der Gefangene heran.

Wieder sagte der König etwas.

„Er will wissen, wer ihr seid“, sagte der Gefangene in erstaunlich gutem Interkosmo. „Und woher ihr kommt, will er auch wissen. Versteht ihr mich?“

„Allerdings“, sagte Reginald Bull. „Wir kommen von der Erde. Wir suchen nach Spuren der Besatzung der ICA.“

„Von Terra?“ fragte der Gefangene erschüttert. „Wirklich von der Erde?“

Eine der Wachen stieß den Mann mit dem Schaft des Speeres an. Er beeilte sich, Bullys Antwort zu übersetzen.

Auf diese Weise kam mühsam eine Verständigung in Gang.

„Er ist der *Taamar* von Machli ki Tikka“, sagte der Gefangene. „Das ist soviel wie ein Stadtkönig. Er heißt Cachumbar, aber er ist mit Hoher Taamar anzureden.“

„Sagen Sie dem Hohen Taamar, daß wir in Frieden kommen“, bat Reginald. „Wir wollen nur feststellen, ob es Nachkommen der ICA-Besatzung gibt.“

„Warum tut ihr das?“ fragte der Taamar zurück.

„Aus Neugierde“, sagte Bully. „Und diese drei jungen Leute hier sind andere Nachkommen der ICA-Besatzung. Wir wollen die Enkel zueinander bringen.“

„Ich heiße Ayurweda Curleachi“, sagte der Gefangene zwischendurch, „und ich bin seit fast sieben Jahren Gefangener dieser Leute. Es sind Menschen, wissen Sie, aber wir wissen nicht, woher sie kommen. Sie kennen die Erde überhaupt nicht. Kommen Sie wirklich von Terra? Können Sie uns von hier fortbringen?“

„Vielleicht“, antwortete Bully. „Ich würde aber gerne wissen, warum die Reiter des Hohen Taamars auf uns geschossen haben und uns hierher verschleppt haben.“ Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. „Er sagt, daß er Sie die Peitsche und das Brenneisen schmecken lassen wird, wenn Sie noch einmal behaupten, seine Leute hätten Sie angegriffen. Er sagt, daß Sie auf dem Land des Taamariats von Machli ki Tikka nichts zu suchen haben.“

„Wir bitten dafür um Verzeihung“, erwiderte Reginald Bull. „~,Es war nicht unsere Absicht, die Bewohner dieser Welt zu stören oder zu ärgern.“

„Er wird es nicht glauben“, sagte Ayurweda Curleachi. „Sie müssen wissen, daß sie uns hassen, alle miteinander.“

„Und warum?“

„Das werden Sie bald erfahren“, stieß der Gefangene hervor. Er knickte im linken Bein ein.

„Sind Sie krank?“ fragte Kamee. Curleachi richtete sich wieder auf. Er schüttelte den Kopf.

„Nur hungrig“, sagte er. „Ich habe seit Tagen nichts mehr bekommen, man hatte mich vergessen. Das passiert ab und zu in den Kerkern.“

Kamee sah, daß der Hohe Taamar sie wieder scharf ins Auge gefaßt hatte. Cachumbar schnippte mit dem Fingern, und einen Herzschlag später war Kamee frei. Man hatte ihre Fessel durchschnitten.

„Cachumbar bietet Ihnen an, sein Keksweib zu werden“, erklärte der Übersetzer, was Kamee sich bereits aus den Blicken des Taamars zusammengereimt hatte.

„Den Teufel werde ich tun“, stieß Kamee hervor.

Der Gefangene sah sie mitleidig an.

„Er ist zu seinen Weibern und Sklavinnen recht freundlich“, sagte er. „Und die Kerker sind sehr feucht und dunkel. Ich würde es mir überlegen.“

„Da gibt es nichts zu überlegen“, sagte Kamee entschieden.

Sie stand zwei Schritte von Bully entfernt. Hinter ihr standen Yigael und Shaktar. Der Raum zwischen Kamee und dem Taamar war frei, und sie trug noch die Waffe an der Hüfte.

Kamee überlegte nicht lange; sie griff nach dem Impulsstrahler und zog ihn aus dem Halfter.

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie eine Waffe zog. Nie zuvor hatte sie sich auch nur mit dem Gedanken beschäftigt, eine tödliche Waffe auf einen Menschen zu richten.

Entsprechend langsamer wurden ihre Bewegungen, als sie begriff, was sie gerade tun wollte.

Dennoch kam die Waffe hoch, ihre Mündung zeigte auf den Taamar.

Im gleichen Augenblick spürte Kamee einen heftigen Schlag an der rechten Schulter. Sie wurde um ihre Achse gewirbelt, und während von der Schulter aus ein brennender Schmerz durch den ganzen Körper flutete, flog der Impulsstrahler aus ihrer Hand und landete auf dem Boden.

Kamee stöhnte vor Schmerz auf. Sie brach in die Knie. In der Schulter hämmerte und pochte es, die Wunde brannte wie Feuer.

Nur langsam klärte sich Kamees Blick. Sie erkannte, daß sie auf dem Boden kniete, und sie sah den wütenden Blick des Hohen Taamars. Sie sah, als sie sich umwandte, auch den Zorn in den Augen von Reginald Bull. Kamee griff nach der schmerzenden Schulter, und sie spürte etwas hartes Feuchtes.

Sie zog die Hand zurück. Sie war blutverschmiert, und als sie unter Schmerzen den Kopf wandte, sah sie auch den Armbrustbolzen in ihrer Schulter stecken.

Der Schock und die Enttäuschung verbanden sich mit den Anstrengungen des Hinmarsches. Vor Kamees Augen wurde die Welt schwarz. Sie fiel vornüber und blieb besinnungslos liegen.

6.

Kamee kam zu sich, weil der Schmerz stärker wurde als ihre Ohnmacht. Es brannte höllisch in der

Schulterwunde. Um sie herum war alles dunkel.

„Sie kommt zu sich“, hörte Kamee eine Männerstimme sagen. Sie klang merkwürdig dumpf.

„Wo bin ich?“ fragte Kamee. Dann erinnerte sie sich - die MURG DO PYAZA, die Landung auf dem Planeten, die Gefangennahme ...

„Sind wir im Kerker?“ fragte Kamee.

„Allerdings“, sagte die Männerstimme. Sie gehörte zu Reginald Bull. „Ich gehöre nicht zu den Leuten,

die sehr nachtragend sind, aber ich kann nicht verhehlen, daß ich deinen heldenkühnen Anfall

keineswegs billigen kann."

„Es tut mir leid", sagte Kamee. „Ich habe gedacht..."

„Vergiß es", sagte Bully. „Ich kann mir vorstellen, was du dir ausgedacht hast. Wie geht es der Schulter?"

„Es tut sehr weh", sagte Kamee. „Aber ich werde es aushalten können."

„Keine Mißverständnisse", sagte Bully hart. „Wir haben keine Medikamente, also werden wir so auskommen müssen - egal wie schlimm die Schulter wird, du wirst es aushalten müssen."

„Und was wird jetzt aus uns?" wollte Shaktar wissen. Die Waffen haben sie uns abgenommen und in den Brunnen geworfen, wo sie in kurzer Zeit verrotten werden. Hast du wenigstens noch den Impulsschlüssel für die MURG?"

„Den hab' ich noch", sagte Bully. „Aber er wird uns vorläufig nichts nutzen. Aus diesem Loche hier werden wir schwerlich herauskommen. Die Mauern sind sehr hoch, fast zwei Meter, und zwischen uns und der Freiheit liegen vier gepanzerte Türen, zweihundert Bewaffnete und die Bevölkerung dieser Stadt."

„Hier ist noch nie jemand herausgekommen"¹, sagte eine schwache Stimme. „Dieses Gefängnis wird unser Grab werden."

„Das bleibt abzuwarten", sagte Bully. „Ich gebe mich noch nicht verloren."

„Du kannst dich natürlich unterwerfen", sagte der Gefangene. „Aber das wäre ein Schicksal, schlimmer als Tod und Kerkerhaft."

„Unterwerfen?" fragte Bully.

„Du wirst es erleben", sagte der Gefangene müde. „Sie werden bald kommen. Ich kenne sie und ihre Methoden. Wartet nur ab, bald kommen sie."

Seine Stimme sank zu einem Flüstern herab, wenig später war er eingeschlafen.

„Was meint er mit Unterwerfung?" fragte Kamee. Sie schaffte es gerade, den Schmerz in der Schulter zu ertragen. Die Wunde war nur notdürftig versorgt worden, und an die Bordapotheke der MURG DO PYAZA kamen die vier nicht heran. Die Gefahr von Wundbrand war nicht zu übersehen; auch wenn Kamee derlei nur vom Hörensagen kannte, hatte sie große Angst davor.

„Wie spät ist es?" fragte sie. „Bekommen wir etwas zu essen?"

„Hier, nimm", sagte Yigael. Er rückte näher an Kamee heran. „Sie haben uns Wasser gebracht und Brot. Es schmeckt scheußlich, aber es sättigt."

Kamees Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt. Sie konnte jetzt schemenhaft die anderen erkennen. In Yigaels Händen sah sie ein Stück Brot und einen Blechkrug voll Wasser.

Kamee aß mit Gier. Sie schlang den Kanten Brot herunter, obwohl sich Yigaels Angabe bestätigte – es schmeckte scheußlich, aber der Hunger zwang es herein.

„Gibt es kein Fenster?" fragte Kamee kauend. „Keine Möglichkeit, hier herauszukommen?"

„Mach dir keine Illusionen", sagte Bully gelassen. „Wir stecken vier Stockwerke tief unter der Erde, und wir werden umgeben von massivem Fels. Da ist kein Entkommen möglich. Wir werden unsere Gehirne anstrengen müssen, wenn wir..."

Er unterbrach sich. Auf der anderen Seite des Ganges war es laut geworden. Reginald Bull stand auf. Das Verlies wurde vom Gang durch ein Eisengitter getrennt, auf der anderen Seite patrouillierten ab und zu Wachen vorbei.

„Unser Freund scheint recht zu behalten", sagte Bully. „Wir bekommen Besuch."

Die vier standen langsam auf. Vom Gang her näherte sich ein Trupp Soldaten mit knisternden Fackeln in den Händen. Der Schließer tauchte neben dem Offizier auf, das hagere Gesicht zu einem boshaften Grinsen verzogen. Dem Mann fehlte das linke Auge, und die Höhle war leer.

„Mitkommen", sagte der Offizier in rauhem Interkosmo.

Die vier setzten sich in Bewegung, Bully ging voran, dann folgten Yigael und Shaktar' die die leicht taumelnde Kamee in die Mitte nahmen.

Jetzt erlebte Kamee' in welches Loch man sie gesteckt hatte. Es ging mossbewachsene Treppen hinauf, vorbei an anderen Löchern für Häftlinge. Es gab sogar - war es Zufall oder Absicht, daß die Tür offenstand? - eine Folterkammer in der Burg.

Kamee kniff die Augen zusammen, als sie ins Freie geführt wurde. Draußen schien die Sonne, es war angenehm warm, ein Tag zum Picknicken, dachte Kamee. Der Hof der Burg war gedrängt voll Menschen. Kamee sah nur die Menge, die Gesichter nahm sie nicht wahr. Wieder war der Thronstuhl aufgebaut worden, wieder saß der Taamar von Machli ki Tikka auf seinem Sessel, das Gesicht streng, die Hände ruhig auf den Knäufen der Sessellehne.

Kamee sah, daß man auch Ayurweda Curleachi aus der Kerkerzelle geholt hatte. Der Gefangene musste fast getragen werden, so schwach war er.

„Ihr behauptet, unsere Freunde zu sein“, ließ der Taamar fragen.

„Wir sind niemandes Feind“, antwortete Reginald Bull über den Dolmetscher. „Ich bitte, unseren Fehler zu verzeihen. Das Weib ist jung und unerfahren im kriegerischen Handwerk. Sie hätte wissen müssen, daß man sich nicht so aufführen darf.“

Mit keinem Wort erwähnte Bully, daß Kamee zu einer Waffe hatte greifen wollen. Es war besser, wenn der Herrscher von Machli ki Tikka gar nicht erst erfuhr, daß es sich um Waffen gehandelt hatte, die er im Brunnen hatte versenken lassen.

„Sie ist für den Frevel genug bestraft“, sagte der Hohe Taamar. „Wenn es wahr ist, daß ihr unsere Freunde seid, dann habt ihr jetzt Gelegenheit, das zu zeigen. Bringt die Shakootes heran.“

Bully runzelte die Stirn. Wovon redete der Taamar? Kamee sah sich hilfeschend um. Sie verstand nicht, warum diese Leute etwas gegen sie hatten. Sie hatte den Bewohnern des Planeten doch nichts getan, und die Leute sahen doch eigentlich sehr friedlich aus. Fast jeder, nein jeder trug sogar eine Blume, auch der Hohe Taamar, auf den in diesem Augenblick ein Mann zutrat, der in einem Kasten Setzlinge der gleichen Blumensorte trug, die beim Taamar...

Kamee gefror förmlich von innen heraus.

Hastig sah sie sich noch einmal um. Tatsächlich jeder erwachsene Bewohner der Stadt trug eine Blume, ein gelblicher Blütenkranz blau marmoriert, mit fast violetten Staubgefäßen.

Kamee erschrak bis ins Mark. Es war bei jedem Erwachsenen die gleiche Blume, und sie saß bei jedem an der gleichen Stelle und sah gleich aus. Die Erwachsenen trugen sie ausnahmslos hinter den Ohren, die Frauen links, die Männer rechts. Etliche hatten Blütenkränze auf der Stirn, aber jeder trug nur eine einzige Blüte des Normaltyps.

„Entblöße dein Ohr, Fremdling“, sagte der Taamar. Er nahm eine der Pflänzchen aus dem Kasten. Kamee sah voller Entsetzen, daß die Pflanzen ein feuchttrot schimmerndes Wurzelgeflecht zeigten. Der Anblick war grauenerregend, und Kamee ahnte voll Furcht, was dieser Vorgang zu bedeuten hatte. Die Bewohner des Planeten lebten offenbar in einer Art Symbiose mit diesen Pflanzen. Wahrscheinlich wurden sie von den Mordblumen ausgesaugt... in diese Richtung bewegten sich Kamees Gedanken.

„Sag nein“, rief sie Bully zu. „Es sind...“

„Symbionten“ sagte Bully. „Ich kann sehen und denken. Ich lehne ab, Hoher Taamar.“

Der Herrscher von Machli ki Tikka hielt Bully die Pflanze hin. Dem Gesicht des Mannes ließ sich entnehmen, daß er die Geste tatsächlich als freundschaftliches Angebot verstand. Seine Mimik drückte aus, daß er Bully eine goldene Brücke anbot, und sie zeigte deutlich tiefgreifende Verärgerung, als Reginald Bull das Angebot zurückwies.

„Dummköpfe!“ rief der Taamar laut. „Ich wollte euch retten, aber jetzt habt ihr auch diese letzte Möglichkeit verspielt.“

Aus der Menge der Bevölkerung kam böswilliges Knurren. Die Bewohner der Stadt waren sichtlich erbost, daß die Fremden die Gabe nicht annehmen wollten. Vermutlich waren sie fest im Griff der Pflanzen.

„Ich verstehe nur eines nicht", sagte Kamee. „Wie konnten unsere Großeltern auf dem Planeten bleiben, wenn sie hier solche Zustände angetroffen haben?"

Ayurweda Curleachi lehnte sich in einem Schwächeanfall gegen Reginald Bull.

„Ihre Großeltern?" sagte er. „Die Besatzung der ICA? Sie haben geglaubt, mit den Shakootes friedlich zusammenleben zu können."

„Ist das der Name dieser Leute?"

„Der Planet heißt so, die Leute heißen so, und die Pflanzen tragen ebenfalls diesen Namen. Nur wir tragen einen anderen Namen, wir sind die Terraner, die Ausgestoßenen."

„Unverständlich", murmelte Shaktar.

Er konnte sich nicht um dieses Problem kümmern, denn der Hohe Taamar schien zu einer Entscheidung gekommen zu sein.

„Ihr habt es nicht anders gewollt", sagte er mit feierlicher Geste. „Man wird euch auf die Gipfel der Erkenntnis führen, und man wird euch den Weg weisen in die Klüfte der Einsicht. Ihr werdet zur Einsicht gebracht werden, wie es auch mit euren Vorvätern geschah."

„Was soll das bedeuten?" fragte Kamee.

„Daß wir sterben müssen", sagte Ayurweda Curleachi. „Nicht sehr bald, aber dafür unwiderruflich."

Bereits am nächsten Morgen war der Transport zusammengestellt. Dafür, daß diese Reise ein Ausflug ohne Wiederkehr war, zeigten sich die Shakootes erstaunlich freundlich. Die Gefangenen bekamen Speise und Trank, und ein Quacksalber von einem Arzt sah sich Kamees Schulterwunde an. Sie verbiß tapfer den Schmerz, als er mit ziemlich rüden Methoden die Schulter verband - vor allem der beißend scharfe Kräuterabsud' den er in die Wunde träufelte, bereitete Kamee Schmerzen.

Bei aller Freundlichkeit waren die Shakootes den noch nicht gewillt, ihre Gefangenen entwichen zu lassen. Den fünf wurden die Hände gefesselt und an die Sattelknäufe der *Gahars* gebunden.

Es war kurz nach Sonnenaufgang, als sich die Karawane in Bewegung setzte. Zum Leidwesen der Terraner führte der Weg keineswegs in die Richtung, in der die MURG DO PYAZA zu suchen war. Es ging im Gegenteil aus dem anderen Stadttor hinaus, einem Gebirge entgegen.

„Ist dort unser Ziel?" fragte Bully kurz nach dem Passieren des Tores Curleachi.

Der Terraner nickte traurig.

„Vielleicht kommen wir nie dort an", sagte er. „Unser Ritt wird mehrere Tage dauern, und wir sind nicht sehr kräftig. Es ist sehr gefährlich im Gebirge."

„Hauptsache, die Reise dauert lange genug", sagte Bully.

„Ich wüßte wirklich gerne, woher du deine Zuversicht beziehst", sagte Kamee.

Sie hatte Mühe, sich auf dem Gahar zu halten. Die Zotteltiere waren zwar recht gutmütig, aber sich mit gefesselten Händen und einer infam schmerzenden Schulterwunde darauf zu halten, war nicht einfach.

Bully grinste breit.

„Einen Vorteil hat es, wenn man in der Solaren Administration arbeitet. Es fällt auf, wenn man längere Zeit nicht zur Arbeit erscheint."

„Ach, wirklich?" spottete Yigael Freyt.

„Da man auf Terra weiß, wo unser Schiff zu suchen ist, brauchen wir nur dafür zu sorgen, daß wir überleben - finden wird man uns schon, früher oder später."

Kamee sah in die Höhe.

Die Karawane hatte den Waldrand erreicht. Hoch spannte sich das Blätterdach über dem schmalen Pfad. Unter dem Laubwerk herrschte ein eigentümliches Dämmerlicht, denn die Blätter ließen nur wenig Licht bis auf den Boden dringen.

„Uns hier finden?" fragte sie. „In diesem Urwald?"

„Es gibt Mittel und Wege“, sagte Bully. „Infrarotoptiken beispielsweise.“

„Hoffen wir das Beste“, murmelte Kamee.

Der Hohe Taamar hatte den fünf Gefangenen eine Bedeckung von dreißig Mann mitgegeben. Zehn

Packtiere trugen Vorräte. Es war kein kleiner Zug, der sich langsam durch den Wald wand.

Die Wege waren schmal, nicht mehr als Trampelpfade. Offenbar war der Planet nur recht spärlich besiedelt. Das erklärte auch, warum die Shakootes den Terranern soviel Bedeutung beimaßen - deren Zahl nämlich mußte zwangsläufig recht gering sein, und das wäre bei einer größeren Bevölkerung eine verschwindende Minderheit gewesen.

Kamee beobachtete unausgesetzt ihre Wächter und ihre Begleiter. Seltsamerweise taten die ätzenden Kräuter nach einigen Stunden ihre verblüffende Wirkung - die Schmerzen schwanden zusehends, allerdings wurde die Schulter ein wenig gefühllos. Kamee hatte daher einige Mühe, sich auf dem Rücken ihres Tieres zu halten.

Ihr fiel auf, daß die Wächter auch bei der starken Überzahl einen gewissen Respekt vor ihren Gefangenen an den Tag legten. Dieser Respekt hielt sich naturgemäß in engen Grenzen, war aber durchaus zu erkennen - es hatte den Anschein, als fürchteten sich die Shakootes ein wenig vor ihren Gefangenen und seien froh, so sehr in der Überzahl zu sein.

Als es nach Kamees Zeitgefühl Mittag geworden war, wurde eine Rast eingelegt. Umständlich sattelten die Reiter ab, und während die Mehrzahl sich damit beschäftigte, die Reittiere zu versorgen, verschwanden vier Mann im Wald. Sie kehrten nach einiger Zeit mit einem Tier zurück, das eine gewisse Ähnlichkeit mit einem dunkelgrünen Wildschwein hatte. Das Tier wurde aus der Decke geschlagen und dann zum Braten vorbereitet. Verlockend zog der Geruch des Bratens über die Lichtung.

„Ob wir auch etwas bekommen?“ fragte Reginald Bull, dem sichtlich das Wasser im Mund zusammenlief.

Ayurweda Curleachi sprach die Wachen an, und wenig später wurden auch die Gefangenen beköstigt. Das Fleisch war zwar nicht richtig durchgebraten, dazu fehlte offenbar die Zeit, aber es schmeckte und sättigte.

„Sie habe ich mir einen Abenteuerurlaub immer vorgestellt“, sagte Shaktar Deringhouse sarkastisch. Er sprach beim Essen, und der Bratensaft lief ihm an den Kinnwinkeln herunter. Die Tischmanieren der Shakootes waren noch etwas urtümlicher.

„Hoffentlich hat das Abenteuer ein erfreuliches Ende“, wünschte sich Kamee. Ihre Schulter war völlig gefühllos geworden, und das beeinträchtigte naturgemäß auch den Gebrauch der Hände. Kaum vermochte sie das Fleisch zu halten.

„Kannst du es noch aushalten?“ fragte Bully besorgt.

„Es wird gehen“, sagte Kamee. „Der Pflanzensaft, den der Hexenmeister mir auf die Wunde geträufelt hat, tut Wunder.“

„Ein modernes Wundgel hätte bessere Dienste geleistet“, behauptete Yigael Freyt. „Trotzdem freut es mich, daß es dir besser geht.“

Die Unterhaltung der vier ging kommentarlos über die Tatsache hinweg, daß sie Gefangene waren und einem ungewissen Schicksal entgegengingen. Sie taten so, als gebe es die Shakootes gar nicht. Der einzige, der immer wieder voller Besorgnis zu den Shakootes herüberschielte, war Ayurweda Curleachi. Offenbar hatte er große Angst vor seinen Peinigern. Es fiel Kamee auf, daß er mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Mahlzeit hinabschlang - vermutlich nach der Maxime: was du im Bauch hast, kann dir keiner mehr wegnehmen.

Nach drei Stunden Rast war von dem grünen Schwein nur noch eine Ansammlung von Knochen übrig, die auf einen Haufen geschichtet wurden, der wenig später bräunlich schillerte, weil ein Millionenheer kleiner Insekten sich daran gemacht hatte, diesen Abfall verschwinden zu lassen.

Die Gahars wurden wieder gesattelt und bestiegen, dann ging der Ritt weiter.

Er verlief eintönig. Es gab nichts zu sagen, und allzu intensive Unterhaltungen hätten höchstens das Mißtrauen der Shakootes hervorgerufen. Jeder fand Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen.

Ganz besonders traf das auf Kamee zu, die nicht recht wußte, was sie von der Lage halten sollte.

Noch vor ein paar Tagen hatte sie sich einem einigermaßen lustigen Studentenleben hingegeben. Ausgerüstet mit einer bestechenden Intelligenz und gutem Merkvermögen hatte sie es sich erlauben können, fast jedes zweite Semester zu verbummeln - ohne dabei von eifrigeren, aber weniger begabten Kommilitonen überholt zu werden. Auf der Erde warteten jetzt vermutlich einige schriftliche Hausaufgaben auf ihre Freunde; langweilige Ergüsse über uninteressante Themen, jedenfalls aus der Sicht eines Normalbürgers. Zu Hause hätte sie um diese Tageszeit an irgendeinem Strand des Goshun-Sees gelegen und sich in der Sonne geaalt, vielleicht säße sie auch auf einer der breiten Straßen der Hauptstadt und sähe den Leuten beim Leben zu.

Statt dessen wurde sie in diesem Augenblick von einem sechsfüßigen Bettvorleger und einer Horde lächerlich maskierter Männer durch einen wüsten Urwald geschleppt, und anstatt sich um die *actio libera in causa* zu

kümmern, raufte sie sich mit Eingeborenen herum. Anstelle eines wichtigen Seminarscheins hatte sie sich lediglich eine tiefe Schulterverletzung eingehandelt. Kamee überlegte einen Augenblick lang, wie sie ihren Freunden erklären konnte, was sich überhaupt abgespielt hatte - es würde den Kommilitonen sicherlich schwerfallen, sich eine Kamee vorzustellen, die zur Waffe griff, schoß und beschossen wurde.

Wie war sie nur in dieses ebenso gefährliche wie lächerliche Abenteuer hineingeraten? Sie hatte doch in einer solchen Welt überhaupt nichts zu suchen?

Seltsamerweise fand Kamee sogar einen gewissen Gefallen an diesem Leben, auch wenn es einen reichlich schmerzhaften Anfang genommen hatte. Zwar bekam sie langsam Schmerzen, die nichts mehr mit der Schulter, sondern sehr langem Reiten zu tun hatten, aber dafür konnte sie eine Luft atmen, die weder klimatisiert noch mit allerlei unwillkommenen Gerüchen aufgeladen war.

„Unheilbar romantisch“, murmelte Kamee selbstkritisch.

„Hä?“ machte Bully.

„Nichts“, antwortete Kamee und lächelte ihm zu. Dieser Reginald Bull war ein seltsamer Bursche, fand sie.

Daß er seine Amtsgeschäfte im Stich ließ, um mit drei Studenten einen Expeditionsflug zu unternehmen, war schon seltsam genug. Daß er dabei in größte Lebensgefahr geraten war, aber nicht ein einziges Mal mürrisch oder übellaunig geworden war, versetzte Kamee in Erstaunen - immerhin hatte Reginald Bull in diesem Spiel erheblich mehr zu verlieren als die anderen.

Der Boden wurde langsam steiniger. Offenbar war das Gebirge in der Nähe, zumindest seine ersten Ausläufer. Die Gahars schritten langsamer, der Wald lockerte sich auf, es wurde ein wenig heller.

Die Reittiere mußten sich nun anstrengen, um auf dem zerklüfteten Boden nicht den Halt zu verlieren.

„Aufgepaßt“, rief Bully. „Haltet euch gut fest.“

Die Shakootes dachten nicht daran, den Gefangenen zu helfen. Sie ritten langsam den Weg entlang, den der Anführer des kleinen Trupps ausgewählt hatte, und es kümmerte sie nicht, ob die Gefangenen Mühe hatten, nicht aus dem Sattel zu kippen.

„Noch ein paar Minuten“, sagte Reginald Bull, „dann haben wir das Größte für heute geschafft.“

Der Weg führte vom Wald hinab in ein Tal. Ein Wildwasser schäumte zwischen rosafarbenen Steinblöcken. Kamee fühlte heftiges Verlangen nach einem Bad, wenn auch nicht in dem vermutlich eisig kalten Wildwasser. Die Spitze des Zuges hatte das Gewässer erreicht, der erste Reiter stand sogar schon wieder am jenseitigen Ufer.

In diesem Augenblick griffen die Feinde an.

Ein Hagel von Pfeilen und Bolzen schlug den Shakootes entgegen. Die ersten Reiter stürzten aus den Sätteln.

Gahars wurden scheu und preschten mitsamt den fluchenden Reitern davon, irgendwohin.

„Deckung!“ rief Shaktar Deringhouse. „Versucht, von den Tieren zu kommen.“

Reginald Bull glitt mit erstaunlicher Geschmeidigkeit aus dem Sattel. Mit zwei Sätzen stand er neben Kamee und half ihr aus dem Sattel, so gut sich das mit gefesselten Händen machen ließ.

Kamee fiel dennoch auf den Boden, und ein feuriger Schlag zuckte von der verletzten Schulter hoch. Zwei Schritte neben ihr schlug ein Armbrustbolzen in einen Stamm ein und blieb zitternd darin stecken.

„Unsere Leute!“ rief Ayurweda Curleachi. „Unsere Leute. Wir sind gerettet.“

„Das bleibt abzuwarten“, sagte Reginald Bull.

Aus zahlreichen Verstecken in der Nähe der Furt war inzwischen eine Schar von fast vierzig Männern hervorgebrochen und griff hartnäckig die Shakootes an. Kamee konnte sehen, daß die Verteidiger die besseren Waffen hatten, aber sie waren in der Minderzahl, und die Angreifenden hatten die Gunst der Überrumpelung weidlich ausgenutzt.

Der Anführer des Reitertrupps war von seinem Tier gesprungen. Es war der gleiche Grünbeheimte, der auch die Gefangennahme der Terraner befohlen hatte. Wutentbrannt schrie der Mann die Terraner an. In seiner Rechten blinkte ein Schwert.

„Vorsicht!“ schrie Curleachi. „Er will uns lieber umbringen, als uns aufgeben.“

Kamee fühlte ihr Herz hart und heftig schlagen.

War das das Ende? Der Tod, vor dem sie sich stets gefürchtet hatte?

Kamee lag bereits auf dem Boden, hinter einem umgestürzten Stamm. Sie preßte sich ganz flach auf den nadelbedeckten Boden, in der aberwitzigen Hoffnung, daß man sie übersehen würde.

„Jungs!“ sagte eine energische Stimme. „Jetzt könnt ihr zeigen, was ihr wert seid.“

Reginald Bull war der Sprecher, und er hielt in den gefesselten Händen einen dicken Knüppel.

„Wir nehmen ihn in die Zange“, sagte Shaktar. „Ich komme von rechts, Yigael von links.“

„Er sagt, er will euch

„Halt den Mund“, herrschte Bully den Übersetzer an. „Rede nicht, kämpfe!“

„Es hat doch keinen Sinn“, jammerte Curleachi.

Der Grünbeheimte sah Bully böse funkelnd an. Er hatte das Visier hochgeschlagen, das Schwert bewegte sich langsamer in seiner Rechten.

Im Hintergrund war der Kampf fast beendet. Die Shakootes flüchteten, wo sie gerade eine Möglichkeit fanden, sich in Sicherheit zu bringen~ Nur der Grünheim leistete noch Widerstand - wenn man seinen Versuch, die Gefangenen abzuschlachten, Widerstand nennen wollte.

Dann machte der Mann in der Rüstung einen Satz.

Trotz der schweren Rüstung war er mit einem Satz in Bullys Reichweite. Das Schwert wirbelte hoch in der Luft.

Kamee schrie auf; Curleachi stöhnte wehleidig. Reginald Bull rollte sich in blitzschneller Bewegung zur Seite, mit dem Knüppel führte er einen Hieb gegen die Beine des Angreifers. Von dessen Lippen kam ein unterdrücktes Stöhnen, mehr nicht.

Dann schlug der Gepanzerte zu. Der Knüppel in Bullys Faust wurde voll getroffen und zerfiel in zwei Teile.

„Teufel auch!“ rief Bully.

Jetzt waren Shaktar und Yigael heran. Gleichzeitig ließen sie ihre improvisierten Keulen auf den gepanzerten Schädel des Mannes herabsausen. Es gab einen hallenden Ton, aber der Mann fiel nicht. Statt dessen wirbelte er herum, und mit den beiden unerfahrenen jungen Männern hatte er noch leichteres Spiel als mit Reginald Bull.

Nach ein paar Augenblicken, in denen nichts zu hören war als das Geräusch des Schwertes und das harte Knacken, mit dem der Stahl die hölzernen Waffen der Terraner zerteilte, standen Yigael und Shaktar waffenlos da, und über das Gesicht des Gepanzerten flog ein höhnisches Grinsen.

In diesem Augenblick unternahm Bully seinen letzten Angriff. Er hechtete sich nach vorn. Das Tackling war gekonnt und fegte den Grünbebuschten von den Beinen. Er kippte vornüber, die Waffe flog durch die Luft. Mit einem Scheppern krachte der Mann auf den Boden. Gleichzeitig starrte Shaktar fassungslos auf das Schwert in seiner Hand. In einer mehr instinktiven als geplanten Bewegung hatte er die Waffe im Flug am Griff aufgefangen.

„Ergib dich!“ forderte Bully den Gestürzten auf.

Es war keine Kleinigkeit, mit einer solchen Rüstung auf den Boden zu fallen. Dennoch gab der Mann nicht auf. Er versuchte, Bully abzuschütteln, aber Reginald Bull dachte gar nicht daran, den einmal gewonnenen Vorteil wieder aufzugeben. In Windeseile hatte er dem Gestürzten das Messer aus dem Gürtel gezogen und seine Fesselung durchgeschnitten. Einen Herzschlag später hatte er auch den Kinnriemen des Helms durchtrennt.

„Ergib dich, oder wir schlagen dir den Schädel ein!“ drohte Bully.

Noch immer trat der Mann um sich. Bully zuckte mit den Schultern. Eine Sekunde danach war der Gegner still. Reginald Bull hatte ihn mit einem Dagor-Griff außer Gefecht gesetzt.

Der Kampf war vorbei. Die Gefangenen waren frei – vorerst.

7.

„Willkommen auf Shakootee' Sir!“ sagte der Anführer der Terraner, ein hochgewachsener schlanker Mann mit hellen Augen. Er hieß Naryal Rashma. „Leider sind unsere Mittel beschränkt, wie Sie sehen können.“

Bully schüttelte die Hand, die ihm entgegengestreckt wurde.

„Woher kennen Sie mich?“ fragte Bully. Mit einer schnellen Handbewegung forderte er seine drei Begleiter auf, ihre Namen nicht zu nennen. Die drei grinsten und nickten.

„Wir haben Bilder gesehen“, sagte Rashma. „Bilder sind fast alles, was uns geblieben ist.“

„Wir sollten von hier verschwinden“, sagte ein stämmiger Mann mit einer sehr primitiven Armbrust. „Die Shakootees werden bald zurückkehren, und vielleicht ist das sogar eine Falle. Ich traue diesen Burschen alles zu.“

„Er hat recht“, stimmte Bully zu. „Gibt es in der Nähe eine Siedlung?“

„Siedlung?“ fragte Naryal Rashma. „Sir, Sie überschätzen unsere Möglichkeiten. Aber kommen Sie.“

Die Gruppe verließ den Schauplatz des Kampfes. Der Hinterhalt hatte die Terraner einen Verwundeten gekostet; die Shakootees hatten einen entschieden höheren Preis bezahlt.

Ayurweda Curleachi war außer sich vor Freude -und Hunger. Als erstes fragte er seine Freunde nach Eßbarem, und dann schlang er alles herab, was ihm hingehalten wurde.

„Es hat lange gedauert, bis man nach uns gesucht hat“, sagte Rashma. „Schon unsere Väter haben gehofft, daß ein Schiff von Terra kommen würde, aber es ist keines gekommen. Wir haben fast schon nicht mehr damit gerechnet.“

„Ihr freut euch zu früh“, sagte Bully. „Wir haben zwar ein Schiff auf dem Planeten stehen, aber zwischen uns und dem Schiff liegt Machli ki Tikka.“

„Aber nach Ihnen wird man doch suchen, nicht wahr?“

„Ich nehme es an“, sagte Reginald Bull.

Die Terraner waren nicht beritten, aber sie nahmen die Gahars mit, die die flüchtenden Shakootes zurückgelassen hatten. Vor allem die Packtiere waren eine hochwillkommene Beute.

Kamee, die sich unmittelbar hinter Reginald Bull hielt, um jedes Wort mitbekommen zu können, sah, daß die Terraner ziemlich ärmliche Leute waren. Ursprünglich hatte sie angenommen, daß Curleachis zerlumppte Kleidung auf seine lange Gefangenschaft zurückzuführen gewesen war. Jetzt aber mußte sie erkennen, daß seine Gefährten nicht wesentlich besser bekleidet waren. Die meisten trugen arg zerschlissene Kleidungsstücke, deren Farbkonstanz auf irdische Fertigung hinwies; offenbar handelte es sich um Kunstfasern' die mechanisch wesentlich leichter zu zerstören waren als farblich. Andere wieder trugen Gewänder aus Leinen, deren ausgebleichene Farben den Verdacht nahelegten, daß es sich um Beutestücke handelte, die bei Überfällen auf die Shakootes zusammengetragen worden waren. Einige wenige liefen gar in grobgeschneiderten Fellkleidern herum - das war offenbar alles, was die Terraner aus eigener Kraft auf diesem Gebiet zuwege brachten.

Die Terraner hausten am Fuß des Gebirges. Wenn man - Kamee tat es - in Gedanken eine Linie vom Landeplatz der MURG DO PYAZA über Machli ki Tikka bis zum Gebirge zog, dann lag die Siedlung der Terraner ziemlich weit links am Fuß des Gebirges.

Der Pfad, der eigentlich kaum als solcher zu erkennen war, schlängelte sich durch ein kümmerlich bewachsenes Gebiet. Es gab viele große und kleine Felsbrocken, dazwischen schäumte ein Gebirgsbach mit klarem und eisig kaltem Wasser.

Langsam begann Kamee zu ahnen, was wenige strapaziöse Stunden nach dem Überfall Tatsache wurde - die Terraner auf Shakootee lebten in ständiger Armut und Unterdrückung.

Es gab tatsächlich keine Siedlung - die Terraner hausten vielmehr in den Höhlen des Gebirges. Dort suchten sie Zuflucht vor den überall umherstreifenden Patrouillen der Shakootes' die den Terranern allenthalben nachstellten.

Fassungslös sah Kamee zu, wie Rashma den Zug der Terraner in einen engen Felsspalt führte. Ein Bach strudelte aus einer Öffnung im Fels, und wenn man diesen kleinen Wasserfall durchquerte, hatte man das Innere einer weiträumigen Höhle erreicht.

Der Hohlraum zog sich einige hundert Meter weit, daran schloß sich ein kleines Tal an. Kamee blieb am Eingang stehen.

Der Anblick war faszinierend, abstoßend und einladend zugleich. Es gab ein Dutzend an den Fels gebauter Hütten in dem Tal. Aus roh gemauerten Steinen bestanden die Wände, die Dächer waren mit hölzernen Schindeln gedeckt. Aus den Kaminen stieg heller Rauch auf und verlor sich in der Höhe. Zwischen den Hütten liefen Kinder umher, und im Hintergrund des Tales gab es eine kleine Weide, auf der einheimische Nutztiere grast.

Das Erscheinen der Besucher löste einen Zusammenlauf aller Bewohner des Tales aus. Die Kinder verließen ihre Spielplätze und scharten sich um die Reittiere, die Erwachsenen ließen ihre Arbeiten im Stich und näherten sich bedächtig.

„Heilige Galaxis“, entfuhr es Reginald Bull.

Der Anblick war bedrückend. Er wirkte um so beklemmender, als diese Menschen unmittelbare Nachfahren jener Terraner gewesen waren, die mit einem hochmodernen Beiboot eines nicht minder hochtechnifizierten Raumschiffs auf diesem Planeten gelandet waren. Die Erben der Unsterblichen waren tief unter das Niveau ihrer Großeltern gefallen.

„Dies ist unser Zuhause, Sir“, sagte Naryal Rashma. „Ein wenig kümmerlich, aber wir haben uns daran gewöhnt.“

Aus der Menge löste sich ein weißhaariger Mann. Er verzog das faltige Gesicht zu einem wehmütigen Lächeln.

„Reginald Bull“, sagte er halblaut. „Ich hätte nie geglaubt, Sie noch einmal selbst sehen zu

können."

Reginald Bull kniff die Augen zusammen. Er ging auf den Alten zu.

Der streckte die Hand aus.

„Bilgir Eqrem", stellte sich der Mann vor. „Ich war etwas über dreißig, als ich die erste Zelldusche erhielt, die auch die letzte war."

„Sie sind der letzte?" fragte er halblaut. Der Greis nickte.

„Ich habe Glück gehabt", sagte er. „Und diese jungen Leute sind das Nachkommen von... lassen Sie mich raten. Ich kenne die Züge, ich kann mich ganz genau erinnern. He, Cavus, Ertequin und Dagai, kommt einmal her."

Aus der Menge lösten sich zögernd zwei junge Männer und eine junge Frau. Der Alte grinste vergnügt und strich sich durch den langen weißen Bart.

„Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie keine Enkelin von Rod Nyssen sind", sagte er verschmitzt. „Das gleiche trifft für diesen jungen Mann zu - Cavus Nyssen."

Kamee griff nach der Hand, die ihr entgegengestreckt wurde. Der junge Mann war unrasiert und roch ziemlich streng nach den Fellen, die er trug. Unwillkürlich fiel Kamees Blick auf ihre lackierten Fingernägel - ein größerer Kontrast ließ sich schwerlich vorstellen. Cavus sah die kurze Bewegung, aber er reagierte nicht darauf.

Dagai, eine attraktive Frau mit langen dunklen Haaren, erwies sich als Abkömmling von Conrad Deringhouse' und Yigael Freyt sah sich zu seiner Überraschung mit einem stämmigen jungen Mann von dreißig Jahren konfrontiert, der Ertequin hieß und in gerader Linie von Michael Freyt abstammte.

„Ein wunderliches Zusammentreffen, nicht wahr", sagte der Alte. „Darf ich Ihnen etwas zur Begrüßung anbieten."

Er grinste Bully an.

„Sind Sie noch immer einem guten Tropfen zugetan?"

Bully runzelte die Stirn.

„Ab und zu", sagte er vorsichtig. Der Alte winkte eine junge Frau heran. Sie trug einen ledernen Beutel:

„Versuchen Sie, Sir", sagte der Greis. „Wir brennen unseren Schnaps selbst."

Sehr vorsichtig griff Reginald Bull nach dem Beutel. Als er den Korken aus dem hölzernen Mundstück zog, stieg ihm eine ,starke Alkoholwolke entgegen. Dann nahm er vorsichtig einen kleinen Schluck.

Kamee sah, wie Reginald Bull den Schluck hinunterbrachte, wie er rot anlief, sich krümmte und wie ihm die Augen aus dem Kopf zu quellen drohten.

„Teufel!" Das war alles, was Reginald Bull über die Lippen brachte.

Er brauchte ein paar Minuten, bis er sich von dem scharfen Schnaps erholt hatte.

„Eine Transformkanone ist nichts dagegen", sagte Bully mit rotem Gesicht und rang nach Luft. „Was ist da drin? Konzentrierte Schrecksäure?"

„Schrecksäure?" fragte Eqrem.

Kamee verstand, daß der alte Mann mit dem Wort überhaupt nichts anzufangen wußte. Die letzten Jahrzehnte galaktischer Politik waren an Shakootee spurlos vorübergegangen. Niemand hatte hier von Hornschrecken und Schreckwürmern gehört.

„Eine sehr scharfe Flüssigkeit", versuchte Bully zu erklären. „Sie frißt Löcher in jedes Material, und dieses Zeug hier scheint mir eine gewisse Ähnlichkeit damit zu haben."

„Ein starker Schnaps, nicht wahr?" sagte Eqrem stolz.

Er führte die Gäste der kleinen Siedlung herum. Viel zu zeigen gab es nicht. Das Vieh auf den Weiden war kümmerlich, gab nur wenig Milch und noch weniger Fleisch, allerdings war das Gebirge reich an Wild aller Arten; das half den Bewohnern des Tales sehr. Die Menschen

waren freundlich, aber ihre Armut war nicht zu übersehen.

Es gab vieles, was an bessere Zeiten erinnerte. Lesegeräte, die nicht betrieben werden konnten, weil es am elektrischen Strom fehlte. Maschinen, die aus dem gleichen Grund gar nicht erst angeworfen werden konnten. Was nutzte ein transportabler Reaktor, wenn es keine Geräte gab, die man mit ihm hätte betreiben können, weil es keine Kabel gab, die Energie vom Reaktor zum Verbraucher zu leiten?

Statt dessen sahen Kamee und die anderen viele Geräte, die sie nie zuvor aus der Nähe gesehen hatten -beispielsweise primitive Webstühle, bei denen alles von Hand gemacht werden mußte. Wolle lieferten die Gahars, sofern man welche einfangen konnte. Diese Wolle mußte in mühseligen Prozeduren gekämmt, gewaschen und entfettet werden, dann gesponnen und für das Weben vorbereitet. Unter diesen Umständen wunderte es nicht, daß die Terraner auf Shakootee so schlecht gekleidet waren. Kamee stellte aber fest, daß die Frauen, denen diese Arbeiten zugefallen waren, auf ihre handwerklichen Künste sehr stolz waren. Immerhin hatten sie für jedes einzelne Glied dieser Verarbeitungskette die volle Verantwortung getragen - war das Endprodukt gut, dann fiel dieses Lob uneingeschränkt auf die betreffende Frau zurück. Wer wäre auf der Erde jemals bereit gewesen, einen Arbeiter für sein Werk zu loben; der nichts weiter tat, als einige tausend Mal am Tag den gleichen Handgriff durchzuführen, dessen Sinn und Zweck er womöglich gar nicht begriff?

Nachdem der Rundgang beendet war, stand für Kamee fest, was getan werden mußte - die Terraner mußten so schnell wie möglich gerettet werden, bevor sie unter diesen Bedingungen zur Gänze verkamen.

„Wenn ein Schiff kommt“, sagte Kamee zu einer Frau, die ein buntschillerndes Wildgeflügel für das abendliche Mahl rupfte, „dann werden wir euch alle mitnehmen.“

„Mitnehmen?“ fragte die Frau. Sie war etwa so alt wie Kamee, wirkte aber entschieden kräftiger und auch ein wenig selbstbewußter. „Wohin mitnehmen? Und warum?“

Kamee sah ihre Begleiter fassungslos an.

„Wollt ihr denn hierbleiben?“ fragte sie entgeistert.

„Selbstverständlich“, antwortete Cavus Nyssen ein wenig brummig. Zu den geschniegelten Neuankömmlingen schien er wenig Vertrauen zu haben, und seine hübsche Verwandte beäugte er mit sichtlichem Mißtrauen. „Es gefällt uns hier - wir müßten nur einen Weg finden, uns mit den Shakootees zu einigen. Wenn ihr mit eurem Schiff kommt, dann radiert ihr die Städte der Shakootees einfach aus, und danach können wir herrlich leben.“

„Ausradieren“, wiederholte Reginald Bull. „Kinder, ihr seid übergeschnappt. Wenn dein Großvater dich hören könnte, mein Freund, dann würde er dir eine Standpauke halten, die sich gewaschen hat. Ausradieren ... nicht zu fassen.“

„Die sind auch nicht freundlicher zu uns“, stieß Cavus hervor. „Sehen Sie sich doch Ayurweda an, wie sie den zugerichtet haben.“

„Langsam, Junge“, warf Bilgir Eqrem ein. „Du weißt, daß Curleachi ein wenig seltsam ist. Die meisten von uns würden aber tatsächlich lieber hier bleiben. Nach der Erde haben wir keine große Sehnsucht - wir kennen sie ja kaum.“

Kamee warf noch einmal einen Blick in die Runde. Konnte man das überhaupt leben nennen, dieses kärgliche, mühebeladene Dasein am Rande des Existenzminimums?“ Sie selbst fand nur Gefallen daran, wenn sie es mit Begriffen wie Abenteuer, Abwechslung und Urlaub verband. Als Leben auf Dauer schien es ihr unerträglich.

Nun, sie würde das Leben in dem Talkessel des Gebirges nicht lange ertragen müssen. Ein paar Tage, in denen sie ihre Schulterwunde auskurieren konnte, dann mußte das Schiff von Terra kommen, und dann hatte das Elend ein Ende.

Sie ahnte nicht, daß es gerade erst begann.

Mitten auf dem Platz brannte das große Feuer. Es knisterte und prasselte. Über dem Feuer drehte sich auf einem langen Spieß das Abendessen - ein hirschähnliches Tier war erlegt

worden, dazu ein junges Wildschwein, außerdem gab es noch eine lange Reihe fatter Vögel, deren Fett im Feuer knisternd verbrannte.

Kamee fand den Anblick romantisch. In Augenblicken wie diesem konnte sie diese Lebensform sogar genießen. Es fehlte ihr zwar der Tafelwein, der auf der Erde bei Picknicks stets zu finden war, aber dafür wurde sie reichlich entschädigt. Es gab kristallklares Quellwasser zu trinken, für Interessenten standen größere Mengen des hochprozentigen Getränks bereit, und in den Abendstunden hatten die Jugendlichen des kleinen Dorfes in der Umgebung Nüsse und Beeren gesammelt.

Kamee hatte sich auf den grasigen Boden gesetzt und hielt die angezogenen Knie mit den Armen umklammert. Träumerisch sah sie in das lodernde Feuer hinein. Neben ihr hatten es sich Yigael und Shaktar bequem gemacht.

Reginald Bull saß neben Eqrem und nippte ab und zu an dem Schnaps, der ihm serviert wurde. offenkundig hatte er an dem Getränk wenig Gefallen gefunden.

„Eins würde ich gerne wissen“, sagte Bully zögernd. „Ich sehe hier keinen Friedhof - wo laßt ihr eure Toten?“

Eqrem deutete auf die Höhle, die das Tal mit der Außenwelt verband.

„Wir schlagen Höhlen in das Gestein“, sagte er. „~Dort setzen wir unsere Toten bei. Sie brauchen aber nicht zu suchen, Sir. Die Gräber, um derentwillen Sie und diese jungen Leute gekommen sind, gibt es nicht“

Kamee hatte die Unterhaltung aufmerksam verfolgt. „Warum nicht?“ fragte sie.

Bilgir Eqrem sah in die Flammen.

„Das Ist eine sehr häßliche Geschichte“, sagte er leise. „Wissen Sie, als eure Großeltern diesen Planeten erreicht hatten, da wollten sie eine Siedlung anlegen, genau wie die Shakootes. Land gab es ja im Überfluß, und die Natur bot Nahrung für alle. Aber die Shakootes fanden die Siedlung, und sie kamen und forderten unsere Väter auf, sich den Shakootes zu unterwerfen.“

„Den Blumen?“

„Den Blumen des Grauens, wie wir sie nennen. Wer eine solche Pflanze auf der Schulter oder auf dem Kopf trägt, der verliert seinen Willen. Er wird zum Werkzeug der Pflanzen.“

„Sehr unterdrückt sehen die Shakootes aber nicht aus“, wagte Kamee zu bemerken.

„Vielleicht...“

„Wir überschätzen diese Gefahr nicht“, sagte Eqrem mit hörbarer Schärfe. „Keiner von uns will ein Sklave irgendeiner Pflanze sein, keiner, hören Sie!“

„Was ist mit Kamees Großvater geschehen?“ fragte Reginald Bull. „Haben die Shakootes ihn getötet?“

Eqrem stieß eine Verwünschung aus.

„Ja, das haben sie“, knurrte der Greis. „Es waren gute Männer, sehr gute Männer, Sir. Sie wissen das, Sie haben sie gekannt. Wir haben sie hingeschickt zu den Shakootes. Sie waren die Klügsten von uns, wenn es um solche Dinge ging, und sie sollten mit den Shakootes verhandeln. Aber die Leute von Machli ki Tikka haben sie gefangengenommen. Sie haben sie hoch ins Gebirge geschickt, und dort sind sie elend umgekommen, alle drei - Rod Nyssen, Conrad Deringhouse und Michael Freyt. Als sie nach Monaten nicht zurückgekehrt waren, wurden wir von den Shakootes überfallen, und auf der Flucht entdeckte einer von uns dieses geheime Tal. Seither leben wir hier, und nur ab und zu wagen wir uns hinaus. Es gibt Shakootes, die mit uns zusammenarbeiten, und von ihnen haben wir erfahren, daß Sie gekommen waren. Nur deshalb konnten wir den Überfall planen und Sie retten!“

„Wir sind Ihnen sehr dankbar dafür“, sagte Kamee und lächelte so freundlich wie möglich.

„Sie waren mit meinem Großvater befreundet?“

„Das war ich“, bestätigte Eqrem. „Er war ein guter Mann, und er hätte noch Jahre mit uns verbringen können, wenn diese Wilden...“

„Na, na“, sagte Reginald Bull.

„Sie haben sie nicht lange genug kennengelernt“, stieß Eqrem haßerfüllt hervor. „Es sind Wilde, glauben Sie mir. Sie sprechen mit Geistern und Dämonen und tun viele böse und geheimnisvolle Dinge. Wir kennen die Shakootees' wir wissen, was wir von ihnen zu halten haben.“

Kamee sah ihre beiden Gefährten an. Das Schulterzucken drückte bei beiden Männern den gleichen Gedanken aus:

„Laß ihn reden, er ist nicht mehr zu ändern.“

Tönerne Krüge mit kaltem Fruchtsaft wanderten durch die Reihen. Irgendwer im Hintergrund stimmte ein altes Lied an, das Kamee entfernt bekannt erschien. Einer der Männer stand auf und begann, von den Braten dicke saftige Scheiben abzuschneiden. Das Geschirr bestand aus Holz, es gab Teller und tiefe Näpfe, in denen Früchte und Nüsse lagen.

Kamee schmeckte es. Sie vergaß sehr rasch, daß

draußen irgendwo im Dunkel seltsame Menschen lebten, über deren Abstammung niemand etwas wußte und die erbitterte Feinde dieser heiteren Runde waren. Sie vergaß auch die Verletzung an der Schulter - ganz so unfähig war der Mediziner der Shakootees doch nicht gewesen. Kamee hatte sich davon überzeugt, die Wunde heilte sauber und verblüffend schnell.

„Hat jemals einer versucht, genau herauszufinden, was aus Deringhouse, Nyssen und Freyt geworden ist?“

Bilgir Eqrem schüttelte den Kopf.

„Das hat keiner von uns gewagt“, sagte er bedrückt. „Wir waren sehr wenige, und die Versuche, die wir gewagt haben, liefen darauf hinaus, an das Beiboot der ICA heranzukommen. Wir haben uns dabei einige Male blutige Köpfe geholt, und heute versuchen wir es gar nicht mehr. Das Ding ist von den Shakootees so zerstört worden, daß man es nicht mehr brauchen kann.“

Bully wandte sich zu Kamee um.

„Wenn wir diese Angelegenheit hier erledigt haben sagte er ruhig, „werden wir uns des Problems annehmen. Nach den Erfahrungen der letzten Tage scheint es mir ratsam, einen Ausflug ins Gebirge nur mit moderner Ausrüstung zu unternehmen.“

Unwillkürlich griff sich Kamee an die Schulter.

„Der Meinung bin ich auch“, sagte sie. „Und ich brenne darauf, das Geheimnis zu lüften, das über dem Berg und dem Fluß liegt.“

„Plötzlich doch Interesse bekommen?“ fragte Yigael amüsiert.

„Wenn man schon ein paar Lichtjahrtausende weit fliegt und sich halb totschießen läßt, dann will man wenigstens wissen, wofür man solche Risiken eingegangen ist“

Kamee lächelte.

„Wenigstens habe ich später etwas zu erzählen im Kaffeekränzchen.“

Die beiden jungen Männer verzogen angewidert das Gesicht, lachten dann aber ebenfalls.

Kamee sah hinauf zum Himmel.

Es waren viele Sterne zu sehen, und keiner davon war Kamee bekannt. Langsam begann sie zu begreifen, warum es Menschen mit aller Macht dahin zog, diese Sterne zu besuchen, sie zu erforschen und mit allen wissenschaftlichen Sinnen in Besitz zu nehmen.

Ihr fiel auch ein, daß es vergleichsweise wenig außerirdische Lyrik gab, auch in der Musik war der Sternenhimmel spärlich vertreten - jedenfalls was irdische Musik anbetraf. Nun, vielleicht ließ sich das ändern. Kamee spielte einen Augenblick lang mit dem Gedanken, ein Gedicht über Shakootee zu schreiben, dann drängte sie den Gedanken beiseite. Auf diesem Gebiet war sie nie sehr gut gewesen, und sie traute sich auch nicht zu, die vielfältigen Informationen, die sie in den letzten Tagen bekommen hatte, in dieser Form zu verarbeiten.

Kamee nahm noch einen Schluck Fruchtsaft. Der Saft war von angenehmer Frische und schmeckte ein wenig säuerlich, aber durchaus nicht unangenehm. Wieder sah Kamee zum Himmel hinauf.

Der Mond schien langsam am Rand des Tales von außen hochzukriechen. In seinem Licht erschienen die Zacken der nahen Berggipfel schroff und besonders abweisend. Auch der Posten auf der Höhe des Berges, der sich dort bewegte, bekam durch die Beleuchtung einen wildromantischen Anstrich.

„Bekommt der Posten oben eigentlich nichts zu essen?“ fragte Kamee und deutete auf den Schatten vor dem Mond.

Sie sah, wie sich Bilgir Eqrem herumdrehte. Sie sah, wie der alte Mann den Horizont absuchte.

Dann sah Kamee' wie der Greis so fahl wurde wie das Licht des Mondes. Und sie begriff...

8.

Der alte Mann sprach jedes Wort sehr langsam aus, und es fiel in eine erschreckende Stille. „Freunde“, sagte Bilgir Eqrem. „Unsere Feinde haben uns entdeckt. Wir sind eingeschlossen.“

Reginald Bull unterdrückte einen Fluch und sprang auf.

„Habt ihr keinen Notausgang?“ fragte er. „Einen Schleichweg, der aus dem Tal herausführt?“

„Wir haben uns hier sicher gefühlt“, sagte Bilgir Eqrem. „Wir.“

„Dann müssen wir wenigstens jetzt einen finden“, stieß Bully hervor. „Ich schlage vor, daß ihr euch ergebt

- auf Gnade oder Ungnade. Seht zu, daß ihr die nächsten Tage übersteht. Sobald das Schiff gelandet ist, ist die Gefahr vorüber. Alles, was wir brauchen, ist Zeit.“

„Die werden wir kaum haben“, knurrte Naryal Rashman. „Wir sitzen hier in der Falle wie der Speck - und diese Falle hat sich längst geschlossen.“

Kamee fühlte, daß jemand an ihrem Pullover zupfte. Sie drehte sich um. Vor ihr stand ihr Verwandter Cavus Nyssen.

„Komm mit“, sagte er leise. „Ich kenne einen Weg, der vielleicht ins Freie führt. Hast du Vertrauen?“

Kamee schaffte es sogar noch in dieser Lage, ihr reichlich loses Mundwerk loszulassen.

„Nicht sehr viel“, sagte sie grinsend. „Aber noch viel mehr Angst. Wohin willst du gehen?“

„Komm mit“, sagte Cavus. „Nimm deine Freunde mit.“

„Ich schlage euch noch einmal vor - ergebt euch“, sagte Bully. „Nur dann habt ihr eine Chance.“

„Niemals“, schrie Bilgir Eqrem. Der alte Mann hatte völlig die Übersicht und die Kontrolle über sich selbst verloren. „Lieber sterben wir, als daß wir uns diesen Wilden ergeben.“

Bully preßte die Lippen aufeinander.

„Komm!“ rief Kamee ihm zu. „Es hat keinen Sinn, du wirst sie nicht überzeugen.“

Bully löste sich von der Gruppe.

Im Tal wirbelten die Menschen durcheinander. Niemand schrie, aber alles spielte sich mit unglaublicher Schnelligkeit ab. Das Feuer brannte weiter; in den Flammen verkohlte das Fleisch. Der Feind sollte nicht frühzeitig informiert werden, daß man ihn gesehen hatte. Die Frauen brachten ihre Kinder in die Hütten und kehrten dann bewaffnet mit Knüppel und Messer zurück, offenkundig entschlossen, nach Kräften in den Kampf einzugreifen. Die Männer mühten sich derweil ab, den Eingang der Höhle abzuriegeln. Es würde ihnen wenig nützen, das wußte Kamee. Die Shakootes konnten die Terraner mühelos aushungern. Wenn sie das taten, war das Spiel gewonnen - es ging nur noch um die Zeit, um mehr nicht.

„Los, kommt!“

Cavus zerrte Kamee hinter sich her. Yigael und Shaktar tauchten auf, sie hatten sich mit Waffen versehen. Und wie aus dem Boden gewachsen standen plötzlich auch die beiden anderen auf dem Plan - Dagai und Ertequin, auch sie bewaffnet.

Die kleine Gruppe setzte sich in Bewegung. Cavus bildete die Spitze, und er fand sich trotz der Dunkelheit erstaunlich gut zurecht. Der Mond verschwand minutenlang hinter dichten Wolken, und in dieser kurzen Zeitspanne setzte sich die Gruppe von den anderen Terranern ab. Kamee spürte ein paar Augenblicke lang ein heißes Gefühl der Scham - war es nicht feige, die Terraner in diesem Kampf einfach im Stich zu lassen? Dann aber sagte sie sich, daß dieser Kampf aussichtslos war - ihn zu verlängern hätte bedeutet, ihn noch grausamer und blutiger zu machen. Er würde ohnehin mehr als genug Opfer kosten.

„Hier entlang“, murmelte Cavus. „Vorsicht, der Pfad ist sehr schmal.“

Kamee schluckte. Eine Bergwanderung in tiefer Dunkelheit? Der Gedanke allein war furchteinflößend.

Niemand kümmerte sich um sie. Cavus schritt einfach voran, und er faßte Kamee' die unmittelbar hinter ihm ging, an der Hand und zog sie ohne Mühe hinter sich her. Kamee wiederum hatte die rechte Hand von Reginald Bull umklammert.

Der Weg war tatsächlich sehr schmal - stellenweise nur so breit, wie ein großer Fuß lang. Aber Kamee empfand zu ihrem eigenen Erstaunen sehr wenig Angst - vielleicht lag es daran, daß sie zur Linken den sicheren Fels wußte, an dem sie sich festhalten konnte.

Der Weg ging ziemlich steil in die Höhe. Ab und zu blieb Cavus stehen und entfernte sehr behutsam und vor allem mit größtmöglicher Lautlosigkeit ein Stück Fels vom Weg, das einer der anderen vielleicht herabgestoßen und in eine polternde Steinlawine verwandelt hätte.

Kamee sah nach dem Mond. Er war nur sekunden-lang zu sehen. Immer wieder kamen Wolken herangejagt und hüllten die Landschaft in Dunkelheit.

Unter den Kletterern wurde es plötzlich laut. Wütende Schreie waren zu hören, Schmerzenslaute. Ein Feuer loderte plötzlich auf - unmittelbar hinter dem Eingang zum Tal. „Sind das die Shakootes?“ fragte Kamee in einer der kurzen Pausen.

„Weiß nicht“, knurrte Cavus. „Sei still - in solchen Nächten trägt der Schall sehr weit. Man könnte uns hören.“

Im Tal wurde es immer lauter. Offenbar leisteten die Terraner den angreifenden Shakootes erbitterten Widerstand, und es sah fast so aus, als wären sie fähig, den ersten Angriff der Shakootes zurückzuschlagen.

Dann aber wurde etwas sichtbar, was die Moral der Verteidiger schlagartig zum Zusammenbruch bringen mußte.

Überall in den Felswänden die das Tal begrenzten, flammten Fackeln auf.

„Sie haben sich abgesellt“, murmelte Cavus. „Und jetzt haben sie ihre Fackeln angezündet.“

Aus dem Tal selbst klang ein schmerzliches Stöhnen zum Himmel. Die Terraner hatten begriffen, daß sie verloren waren - von vorn und hinten zugleich angegriffen, hatten sie keine echte Möglichkeit mehr, diesen ungleich gewordenen Kampf siegreich zu beenden. Aus dem Tal erklang Wutgeheul, dann die triumphierenden Rufe der Shakootes.

„Sie sind euch gefolgt“, stellte Bully keuchend fest. „Eurer Gewährsmann hat euch verraten - wir waren der Köder, den ihr in eure eigene Falle geschleppt habt.“

„Möglich“, knurrte der wortkarge Cavus. „Aber unwichtig. Geht weiter.“

Höher und höher schlängelte sich der Pfad am Fels entlang. Die Lichterketten der Fackelträger lag bald unterhalb von Kamee' zudem drangen die Fackelträger immer tiefer in das Tal ein. Schon brannte eine der elenden Hütten. Es war nicht schade um ein so schäbiges Bauwerk, dachte Kamee einen Augenblick lang. Wenig später bereute sie den Gedanken - ihr war eingefallen, wieviel Mühsal und Arbeit gerade in einem so primitiven Bauwerk steckte, wie vielen Wünschen und Hoffnungen es ein Zuhause gewesen war.

„Hier bleiben wir“, bestimmte Cavus. „Der Rest des Weges ist gefährlich, denn müssen wir bei Tag zurücklegen.“

„Wird man uns nicht finden?“

„Vom Tal aus sind wir nicht zu sehen. Es gibt hier eine Nische im Fels, dort werden wir uns verbergen.“

Die Nische war bald gefunden. Für sieben Erwachsene bot sie keinen Platz, vier mußten draußen bleiben und zusehen, wo sie sich vor den neugierigen Blicken der Shakootee verbargen.

Im Tal brannten jetzt sämtliche Hütten. Wehrufe klangen zum Himmel hinauf -

Schmerzenschreie der Männer, verzweifelte Rufe der Frauen, das Jammern von Kindern, die nach ihren Müttern schrien.

Kamee war noch nie so unvermittelt hart mit Gewalt zusammengestoßen. Für sie waren Mord, Totschlag, Krieg und Überfall etwas, was im Trivid stattfand, worüber man las und was einem Spaß bereitere, wenn der Held am langen Kronleuchterseil durch den Bankettsaal hangelte, um dem Mörder auf dem Königsthron mit eigener Hand den Garau zu machen - oder was auch immer sich an romantischer Aktion in solchen Streifen abzuspielen pflegte. In den meisten dieser Streifen rempelten Männer gegeneinander, und der Böse fiel und wurde nicht mehr gesehen, während der Held seinen Siegeslauf fortsetzte.

Kamee preßte sich hart an den Fels. Sie versuchte gar nicht erst, sich auszumalen, was in diesen Augenblicken unten im Tal geschah, wo richtiges Blut floß und tatsächlich gelitten und gestorben wurde. Dennoch drängten sich ihr gräßliche Bilder auf.

Unwillkürlich griff sie nach der Schulter. Sie versuchte, sich den Schrecken und den Schmerz vertausendfacht vorzustellen, aber für diese Aufgabe reichte ihre Phantasie nicht aus.

Sie wußte selbst nicht, woher sie dazu die Nervenstärke aufbrachte, aber es gelang ihr tatsächlich, für ein paar traumlose Stunden in Schlaf zu fallen.

Als sie erwachte, war es früher Morgen. Über dem Tal dämmerte es. Der Talboden war vom Morgennebel bedeckt. Aus dem weißlichen Schleier quoll es in fettem Schwarz hervor. Noch immer knisterte die Glut im Gebälk der Hütten.

Es war still geworden. Nur das Streichen des Windes war zu hören und die Atemzüge der Flüchtenden, die sich gegeneinander drängten, um sich vor der Morgen-kühle zu schützen.

Kamee warf einen Blick zurück.

Von einem Weg konnte überhaupt keine Rede sein. Der Pfad, den Cavus sie hinaufgeführt hatte, war nicht mehr als ein zentimeterbreites Band im Fels, gerade zu erkennen. Kamee wurde noch nachträglich fast übel vor Angst.

„Weiter!“ drängte Cavus. „Wir können hier nicht bleiben. Früher oder später würden sie uns finden.“

Reginald Bull spähte hinab in die Tiefe. Kamee konnte sehen, daß ihm der Anblick überhaupt nicht gefiel.

„Und wohin fliehen wir?“

„Weiter hinein ins Gebirge“, schlug Cavus vor. „Dort werden sie uns nicht finden - jedenfalls nicht innerhalb der nächsten Tage.“

Kamee versuchte, sich vorzustellen, wie lange sie es unter diesen Umständen aushalten würde - mit primitiven Hilfsmitteln im Gebirge zu überleben und auf das rettende Schiff zu warten.

„Können wir nicht versuchen, unser Schiff zu erreichen?“ fragte Kamee, die sich nach sauberer Kleidung und einem halbstündigen Duschbad sehnte.

Cavus schüttelte den Kopf.

„Ausgeschlossen“, widersprach er. „Genau da werden sie auf uns warten. Sie wissen immer sehr genau, wo einer von uns steckt - nur im Gebirge, da haben sie Schwierigkeiten.“

„so dann in die Berge“, sagte Reginald Bull. Er warf einen Blick auf die Landschaft ringsum.

„Es wird viel Spaß machen.“

Cavus führte den Trupp an. Der Weg wurde fast noch unheimlicher als in der Nacht. Kamee hatte sehr viel Mühe, aufkommende Schwindelgefühle niederzukämpfen - fast immer fehlte

nur ein Schritt, um sie ins Leere stürzen zu lassen, und an den meisten Stellen ging es hundert Meter und mehr in die Tiefe.

Vorsichtshalber sah Kamee nicht hinab. Sie sah den Fels an, an dem sie sich festhielt, und setzte einen Fuß vor den anderen. Cavus gab sich Mühe, die Geschwindigkeit seinen Gefährten anzupassen. Es war aber deutlich zu erkennen, daß die Terraner von Shakootee sich in diesem Gelände erheblich besser auskannten. Sie bewegten sich ruhiger und unverkrampfter.

Nach einer halben Stunde eifrigen Kletterns war das Tal außer Sichtweite. Nur eine dünne Säule schwarzen Rauches deutete an, daß es dort einmal eine menschliche Siedlung gegeben hatte.

„Was werden die Shakootees mit euren Freunden gemacht haben?“ fragte Kamee ihren Verwandten. Cavus machte ein grimmiges Gesicht.

„Wenn sie sie nicht totgeschlagen haben, dann werden sie früher oder später ebenfalls zu Shakootees gemacht - zu Sklaven dieses verfluchten Krautes. Seht ihr - dort vorn wächst auch so eine Blume. Es gibt sie überall, sogar im Gebirge.“

„Aber wenn sie auf ganz normalem Boden wachsen können, wozu übernehmen sie dann Menschen?“

Cavus zuckte mit den Schultern.

„Was weiß ich?“ sagte er. „Ich kenne mich da nicht aus. Ich weiß nur, daß es dieses Kraut überall auf dem Planeten gibt, und daß es die Menschen zu Sklaven macht.“

Kamee hielt es für ratsam, den jungen Mann nicht weiter mit Fragen zu behelligen. Der Weg erforderte ohnehin die Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte. Von einem regelrechten Weg konnte auch jetzt keine Rede sein - Kamee konnte nur eines tun: alles getreulich nachahmen, was Cavus ihr vormachte. Ihr kam jetzt kaum zum Bewußtsein, daß jeder Fehltritt ihren Tod bedeuten konnte, so sehr beschäftigt war sie mit der Kletterei.

Langsam näherte sich die Gruppe dem Gipfel des Berges. Noch eine Biegung war zurückzulegen...

Kamee schloß die Augen, als sie die Männer sah. Schwäche überkam sie, sie brach in die Knie.

Die Mühen und Strapazen waren vergebens gewesen. Da standen sie, die Shakootees, die Bögen gespannt, die Speere gefällt. Die Flüchtigen waren erwartet worden

- der Verräter, wer immer es auch war, hatte gute Arbeit geleistet.

„Ergebt euch!“ rief der Anführer der Shakootees. Als er das Visier öffnete, erkannte Kamee den Hohen Taamar von Machli ki Tikka.

Das Spiel war aus und verloren. Die Flüchtlinge hoben die Hände.

Der Hohe Taamar runzelte ärgerlich die Stirn.

„Ich werde niemanden zwingen“, sagte er scharf, und dem Dolmetscher gelang es vortrefflich' diesen Tonfall nachzuahmen. „Ich bin geduldig gewesen, aber auch meine Geduld ist erschöpflich. Ich frage euch noch einmal, wollt ihr euch unterwerfen?“

„Nein!“ rief Bilgir Eqrem. „Lieber sterben wir!“

Der Hohe Taamar sah den alten Mann streng an.

„Sagst du das aus dir heraus, oder willst du deine Leute zwingen? Gib dir keine Mühe, wir werden jeden einzelnen fragen.“

„Es wird keiner ja sagen“, behauptete Eqrem.

Er hatte Mut, das mußte Kamee dem Greis lassen. In

dem Zeltlager lebten an die zweitausend ShakooteeSoldaten, und in dieser Menge hatten die wenigen Dutzend Terraner der versteckten Siedlung keine Aussicht auf erfolgreichen Widerstand.

Die Terraner standen in der Mitte des Lagers vor einem improvisierten Thronessel des Hohen Taamar von Machli ki Tikka. Der Stadtkönig sah den Greis düster an.

Dann hob er den Blick und musterte die Schar seiner Gefangenen. Kamee stand in der zweiten Reihe, vor ihr stand Reginald Bull. Die Gefangenen waren ausnahmslos gefesselt, nur die kleinen Kinder waren nicht an den Händen gebunden.

„Bringt die Shakootes heran“, bestimmte Cachumbar. „Wer sich unterwerfen will, hat jetzt Zeit dazu.“

Niemand in der Schar der Terraner rührte sich. Das Gesicht des Hohen Taamars bekam einen Ausdruck der Verzweiflung, den Kamee beim besten Willen nicht verstehen konnte.

„Unterwerft euch“, sagte der Hohe Taamar, und Kamee erschien es, als flehe er seine Gefangenen förmlich an. „Es könnte euer Tod sein, wenn ihr euch sperrt.“

Noch immer meldete sich kein Überläufer. Kamee warf einen Blick auf die blutroten Wurzeln der Shakootes, und sie schauderte bei dem Gedanken, ihr Leben mit dieser fürchterlichen Pflanze teilen zu müssen. Der Hohe Taamar stand auf. Er winkte seine Ratgeber heran.

Währenddessen war am Rande des Platzes hastig ein Altar aufgebaut worden. Er bestand aus einem Untergestell aus Metall mit einer großen Schale, in der ein Holzkohlenfeuer glomm. Darüber schimmerte eine große goldene Sonnenscheibe - offenbar waren Sonnenreligionen überall im Kosmos bekannt, dachte Kamee.

Der Hohe Taamar und die Ratgeber scharten sich um den Altar. Cachumbar nahm aus einem ledernen Säckchen eine Handvoll Kräuter heraus und warf sie auf die Glut.

Rauch wallte auf, und die Versammlung beugte sich über das glimmende Feuer und sog den Rauch der verbrennenden Kräuter tief ein. Kamee konnte sehen, wie Cachumbar und seine Ratgeber am ganzen Leib zu zittern begannen. Von dem Feuer wehte ein starker Geruch herüber. Er erinnerte an brennendes Harz und ließ in Kamee sofort den Verdacht aufkommen, daß es sich bei dem Feueropfer um ein Rauschgiftzeremoniell handelte.

Kamee konnte sehen, wie der Körper des Taamars immer mehr ins Zucken geriet. Die Blüte am Kopf des Stadtkönigs öffnete und schloß sich in immer kürzer werdenden Abständen.

Kamee zitterte am ganzen Leib. Was Cachumbar dort erinnerte an Beschwörungen, wie sie in alten Büchern der Erde geschildert wurden. Das Grauen griff nach der jungen Frau. Was wurde hier gespielt? Es gab keine Hexen, keine Dschinns und Trolle. Es gab Positronen und den Linearraum, gewiß schwer erfaßbare Dinge, aber dennoch erfaßbar für den Verstand. Was sich vor Kamees Augen aber abspielte, gehörte in einen Bereich, der dem logisch-naturwissenschaftlichen Denken nicht zugänglich war.

Immer stärker wurden die Zuckungen des Stadtkönigs. Es war Mittag, jeder konnte den Vorgang verfolgen, und Kamee wunderte sich, daß die Shakootes das entsetzliche Schauspiel so gleichmütig hinnahmen. Ging sie das nichts an? Oder waren ihnen solche Beschwörungen längst bekannt? Die Bewohner des Planeten machten auf Kamee nicht den Eindruck, als hätten sie keinen ausgeprägten Realitätssinn. Warum sie an diesen Hokuspokus glaubten, war mehr als rätselhaft. Cachumbar drehte sich herum. Sein Gesicht war von wächserner Blässe. Er schwankte.

Kamee sah, daß Tränen über das Gesicht des Herrschers von Machli ki Tikka liefen.

Leise, aber deutlich vernehmbar sagte Cachumbar, Hoher Taamar von Machli ki Tikka:

„Der Geist, der alles durchdringt mit seinem Willen, hat gesprochen. Ich habe ihn um Gnade angefleht...“

„Humbug!“ schrie Eqrem. „Hexenspuk und Zauberei.“

Kamee sah, wie Reginald Bull neben den alten Mann trat und ihn anzickte. Was Bully sagte, war für Kamee nicht hörbar, aber sie nahm an, daß es eine Ermahnung war.

„Ich habe für euch gebeten“, sagte der Stadtkönig mit tränenerstickter Stimme. „Aber er, der über allem wacht und uns alle lenkt, er hat verkündet, daß ihr sterben müßt. Jeder von euch, ohne Ausnahme.“

Cachumbar schwankte heftiger.

Kamee traute ihren Ohren nicht. Was hatte das zu bedeuten? Spielte dieser Mann ein teuflisches Spiel mit den Gefangenen? Machte er aus der Verkündung des Todesurteils eine

Schmierenskomödie mit ihm als Hauptdarsteller' oder was war der Sinn dieser Aktionen? Er schwankte und weinte, aber er verkündete ein Todesurteil für Dutzende von Menschen.

„Es wird euch dennoch eine Chance gegeben“, sagte Cachumbar. „Ihr sollt den Weg gehen, den ich euch bereits bestimmt hatte. Es ist beschlossen, daß die Kinder des Himmels diesen Weg gehen werden.“

„Damit sind wir gemeint“, murmelte Yigael Freyt. Er hatte sich gegen seine Fesselung zu wehren versucht und trug jetzt ein blaues Auge. „Ein schöner Ausdruck, fast poetisch. Kinder des Himmels.“

„Ich habe erfahren“, sagte Cachumbar' „daß die Himmelskinder Verwandte haben in den Reihen der Verfluchten. Sie dürfen die Himmelskinder begleiten, wenn sie wollen.“

Kamee sah sich hastig um. Der ewig mürrische Cavus nickte, desgleichen Ertequin und Dagai.

„Wieviel Zeit haben wir?“ fragte Reginald Bull laut.

Der Taamar fixierte ihn.

„Du wirst bei uns bleiben, Mann mit den feurigen Haaren. Ich habe gesehen, daß du Respekt genießt bei denen, die uns fluchen. Daher ist bestimmt worden: du bleibst bei uns, und du wirst als erster sterben, wenn die Zeit verstrichen ist.“

„Wieviel Zeit?“

„Zehn Tage“, sagte der Hohe Taamar. „Am Abend des zehnten Tages wird das Schwert des Henkers deinen Nacken ,treffen.“

Bully wandte langsam den Kopf.

„Kinder“, sagte er mühsam grinsend und mit gepreßter Stimme. „Das kann ekelhaft knapp werden. Glaubt ihr, daß ihr es schaffen werdet?“

„Wir wissen ja nicht einmal, wohin wir überhaupt sollen“, sagte Cavus.

Bully wandte sich über den Dolmetscher an den Hohen Taamar. Er wiederholte Cavus' Bemerkung. „Man wird euch auf den richtigen Weg bringen“, sagte der Hohe Taamar ein wenig ruhiger. „Wenn deine Freunde am Ziel sind, werden sie es wissen.“

„Ist die Aufgabe überhaupt zu lösen?“ fragte Bully.

Cachumbar sah durch ihn hindurch.

Bully wiederholte seine Frage.

„Was meinst du damit?“ fragte der Hohe Taamar zurück.

„Wenn sie am Ziel angekommen sind“, formulierte Bully um, „werden sie dann zurückkehren können.“

Der Hohe Taamar lächelte.

„Von diesem Ort ist keiner jemals zurückgekehrt“, sagte er halblaut.

Bully schluckte heftig. Kamee konnte es klar sehen.

„Ich kann euch nicht helfen“, sagte Bully gepreßt. Er sprach Englisch, damit ihn die Shakootes nicht verstehen konnten. „Die Entscheidung liegt einzig bei euch, und sie ist wahrhaftig nicht einfach.“

Kamee lächelte schwach.

„Wieso?“ fragte sie. „Haben wir eine Alternative? Weigern wir uns, dann geht es uns sofort an den Kragen. Also werden wir gehen, und dann bleibt uns nichts anderes übrig, als darauf zu hoffen, daß das Schiff von der Erde kommt und uns findet.“

„Ihr werdet noch in dieser Stunde aufbrechen“, sagte der Hohe Taamar. Hinter ihm wurde der Rauch aus dem Kohlebecken dünner. Das Gesicht des Mannes bekam seine gesunde Bräune zurück.

Der Hohe Taamar lächelte, und es klang nicht spöttisch, sondern aufrichtig liebenswürdig, als er sich verabschiedete.

„Sterbt wohl!“

„Diesmal wird uns niemand helfen“, sagte Kamee leise. Sie ritten nebeneinander, hinter ihnen eine kleine Schar Shakootes. Es war nicht nötig, die jungen Leute anzutreiben oder zu überwachen - sobald sie sich aus dem Staub zu machen versuchten, würde einer der Shakootes zurückpreschen und das Signal zu einem Blutbad geben.

„Abwarten“, knurrte Cavus. „Ich gebe nie auf, auch jetzt nicht. Man wird sehen und abwarten.“

Sie waren seit drei Tagen unterwegs und steckten tief im Gebirge. Wo genau sie sich aufhielten, war ihnen unbekannt. Bis zum Morgen dieses Tages war ihnen einer der Shakootes vorangeritten, schweigsam und beharrlich. Jetzt trabten die Gahars ein Tal entlang, einen tiefen zerklüfteten Einschnitt zwischen zwei Bergen, deren Gipfel im Sonnenlicht glänzten von Schnee.

Immer wieder sah Kamee hinauf zum Himmel.

Zu jeder Stunde konnte das Schiff kommen und die Rettung bringen. Es hing davon ab, zu welcher Stunde man sich Sorgen machen würde um Reginald Bull - und Kamee lebte seit Tagen mit der Angst, daß man auf Terra entschieden zuviel Zutrauen zu Reginald Bull haben würde. Sie kannte den Ruf des stämmigen Staatsmarschalls, der als ausgemachter Tausendsassa galt, der seinen Weg immer zu finden wußte. Wenn in der Galaxis nichts geschah, was Bullys Anwesenheit erforderlich machte, dann konnten entschieden mehr als zehn Tage verstreichen, bis das Schiff von Terra über dem Planeten erschien.

„Starre nicht dauernd auf den Himmel“, sagte Yigael. Er wirkte gereizt, wie auch die anderen. Der einzige, dessen Laune sich nicht änderte, war Cavus - er blieb gleichmäßig ruppig. Kamee fragte sich, ob der junge Mann jemals in seinem Leben gelacht hatte. Er sah nicht danach aus.

„Wann glaubst du, werden sie kommen?“ fragte Kamee. Sie war nicht ganz so ängstlich, wie die Frage klang, aber sie brauchte irgendeinen Gesprächsgegenstand.

„Zu spät“, sagte Yigael Freyt hart. „Mach dir keine falschen Hoffnungen; aus dieser Zwickmühle kommen wir nicht mehr heraus. Der Taamar dürfte recht behalten, es wird eine Reise ohne Wiederkehr werden.“

Shaktar Deringhouse sah seinen Nachbarn an.

„Welche Reise hat eine Wiederkehr?“ fragte er. „Es gibt kein Zurück, nirgendwo. Niemand steigt zweimal in denselben Fluß.“

„Ich weiß“, sagte Yigael Freyt. „Der Fluß hat sich verändert, der Mann, der darin badete, hat sich verändert, nichts bleibt gleich, alles ist in Fluß und bewegt sich in Raum und Zeit. Aber das sind doch philosophische Haarspaltereien.“

„Möglich“, räumte Shaktar ein. „Aber...“

Er beendete den Satz nicht. Das Tal hatte völlig überraschend ein Ende gefunden. Eine Felswand, hoch wie der Himmel, versperrte den Weg. Ausgeschlossen, den Ritt fortsetzen zu wollen. Kamee sah sich um. Die Shakootes kamen herangeritten. Sie stiegen von den Gahars.

„Kommt mit!“

Die paar Brocken, die Kamee hatte aufschnappen und lernen können, reichten zwar nicht zu einer Verständigung mit den Shakootes' wohl aber dazu, solche Kommandos zu verstehen. Kamee stieg aus dem Sattel, an den sie sich inzwischen gewöhnt hatte. Der Quacksalber hatte sich noch einmal ihrer Schulter angenommen, und jetzt verspürte Kamee fast keinen Schmerz mehr, und die Schulter ließ sich auch wieder frei bewegen. Der Quacksalber hatte sich im übrigen als der Leibarzt des Hohen Taamars entpuppt - Kamee hatte diese Ehre allerdings nicht würdigen wollen. Ein eindeutiges Angebot des Taamars hatte sie höflich, aber entschieden zurückgewiesen.

„Nehmt mit, was ihr tragen könnt“, forderte Cavus die anderen auf. Cavus hatte das Kommando übernommen, und keiner hatte ihm widersprochen oder einen seiner Befehle

nicht befolgt. Cavus besaß die natürliche Autorität eines Mannes, der auf diesem Gebiet ganz einfach wesentlich besser Bescheid wußte, als seine Begleiter. Da war es nur natürlich, wenn er die Entscheidungen traf und auch durchsetzte.

Kamee lud sich einen Leinensack auf die Schultern, der hauptsächlich Brot und getrocknetes Fleisch enthielt. Die Shakootees dachten nicht daran, den Terranern zu helfen. Ein Teil blieb in den Sätteln sitzen, der andere Teil sah zu, wie Kamee und die anderen dem Führer folgten, und schlossen sich dann an.

Der Anführer der Shakootees stieg eine Treppe hinauf. Sie war so perfekt in die Felswand hineingehauen worden, daß man sie praktisch erst sah, wenn man unmittelbar vor der Felswand stand.

Kamee nahm die Stufen unter die Füße. Sie ahnte, „daß es ein langer Marsch werden würde. Die Treppe war parallel zur Wand angelegt und führte steil in die Höhe. Sobald sie die Felswand einmal der Breite nach durchlaufen hatte, wechselte sie und führte nun in der Gegenrichtung nach oben.

Kamee sah nicht nach unten. Links von ihr ragte der Fels in die Höhe, und es gab nirgendwo einen Halt für die Hände. Rechts ging es ebenso lotrecht in die Tiefe. Die Treppe war zwar breit genug, aber man mußte alle Nervenkraft aufbieten, um der Schwindelgefühle Herr zu werden.

Es war Nachmittag. Die Sonne stand schon recht tief. Bald würde es dunkel werden.

Das war dann der vierte von zehn Tagen. Noch lebten die Gefangenen, noch war das Leben von Reginald Bull nicht in Gefahr. Aber das Risiko wuchs mit jeder Stunde. Kamee zweifelte keinen Augenblick daran, daß die Shakootees ihre Drohung wahr machen würden. Mochte Cachumbar auch geseufzt und geweint haben, mochte es ihm auch nahe gegangen sein - vollstrecken würde er das Urteil, so absonderlich es auch zustande gekommen sein mochte.

Immer wieder zermartete Kamee sich das Gehirn. Was war für diesen unsinnigen Konflikt eigentlich verantwortlich? Warum bekämpften die beiden Gruppen sich so sehr?

Mit Überlegungen, die letzten Endes nicht das geringste einbrachten, beschäftigte sich Kamee während sie immer höher und höher an der Felswand hinaufkletterte. Sie versuchte, sich auch die Menschen vorzustellen, die diese lebensgefährliche Treppe gebaut hatten - auch wenn sie den Sinn dieser Anlage überhaupt nicht begriff.

Als sie nach Stunden endlich die letzte Stufe absolviert hatte, war sie dem Zusammenbruch nahe. Sie ließ den Sack auf den Boden fallen und setzte sich darauf. Ihre Beine zitterten, ihr Atem ging pfeifend, und vor ihren Augen schienen alle Gegenstände einen absonderlichen Schaukeltanz aufzuführen.

Nur verschwommen sah sie den Tempel im Abendlicht stehen. Der Zufall wollte es, daß die Sonne genau hinter dem Bauwerk unterzugehen schien. Ihre Strahlen umgaben den Bau mit einem Kranz aus gleißendem Gold. Der Tempel selbst war nur als Silhouette zu erkennen.

Kamee stand auf und legte die Hand über die Augen. Sie konnte ein paar Einzelheiten erkennen. Säulen, ein Kuppeldach. Der Tempel konnte recht groß sein, er war einige Kilometer entfernt und stand auf einer Hochebene, die so glatt war wie die Felswand, die Kamee gerade heraufgeklettert war - wie mit dem Messer geschnitten, dachte sie unwillkürlich.

„Was ist das?“ fragte sie.

Die Antwort des Shakootees war unverständlich, aber in der knappen Erklärung kam das Wort Shakootee vor - vermutlich ein Tempel für die Blume oder den Planeten oder das Volk. Kamee ahnte, daß dieses Bauwerk das Ziel der Reise war.

Der Stein, aus dem der Tempel erbaut worden war, schien von innen heraus zu glühen, ansonsten wirkte er pechschwarz. Das gab dem Gebäude einen unheimlichen, beängstigenden Anstrich.

„Gehen wir heute abend noch hinüber?“ fragte Kamee. Auf der einen Seite hatte sie keine Lust, auch nur einen Schritt zu gehen, auf der anderen Seite zog sie das rätselhafte Bauwerk wie magnetisch an.

„Er sagt, man käme nur bei Mondschein hinein“, sagte Cavus und übersetzte so die Bemerkung des Shakootees. Die Gefährten des Soldaten standen auf dem Plateau und warteten, bis sich die Terraner von den Anstrengungen des Aufstiegs erholt hatten. Dann bedeuteten sie ihnen mit knappen Gesten, daß der Marsch fortgesetzt werden sollte. Seufzend warf sich Kamee wieder den Lebensmittelsack über die Schulter. Die Sachen schienen unterwegs sehr viel Wasser gezogen zu haben; sie fühlten sich dreimal so schwer an wie in den ersten Minuten, aber Kamee wußte, daß das nur eine Täuschung war. Während die Sonne langsam versank, marschierten die Terraner und ihre Wächter auf den Tempel zu. Im Näherkommen war zu sehen, daß die Säulen tatsächlich aus einem schwärzlichen Gestein bestanden, das von innen gelblich glühte - ein Anblick, der furchtsamen Gemütern leicht Alpdrücken bereiten konnte. Erstaunlich war vor allem, wie unglaublich glatt und eben der Boden war. Als hätten Hunderttausende ihn glattgeschliffen, so wirkte der Fels. Fast glaubte Kamee, die Spuren der Schleifarbeiten sehen zu können, dann aber schalt sie sich selbst eine Närrin - in dem unsicheren Licht waren ohnehin keine richtigen optischen Informationen zu gewinnen. Der Tempel schien lichtjahreweit entfernt zu sein. Mit jedem Schritt wurde der Sack schwerer und schwerer, und die Shakootees kamen nicht auf die Idee, sich wie Kavaliere zu betragen und Kamee wenigstens einen Teil ihrer Last abzunehmen.

Auf halbem Weg legte die Gruppe noch einmal eine Pause ein. Es war inzwischen dunkel geworden, der Mond kroch langsam am Himmel empor. Kamee wunderte sich darüber, daß die Shakootees keinerlei Protest erheben, als die Terraner sich plötzlich auf dem Boden niederließen und erst einmal die Beine ausstreckten. Kamee sah mit Befriedigung zu, wie gut das Trockenfleisch und die dünnen Brote ihren Freunden schmeckten - immerhin bedeutete jeder Bissen, den die anderen verzehrten, daß sie entsprechend weniger zu schleppen hatte. Danach ging es weiter.

Der Mond stand hoch am Nachthimmel als das Gebäude endlich erreicht war. Ein kreisrunder Tempel, etwa einhundert Meter durchmessend, die Spitze der Kuppel mochte dreißig Meter in die Höhe ragen. Ein doppelter Kranz von Säulen umgab den düsteren Bau. Nichts rührte sich. Es gab keinen Baum, es gab keinen Strauch in der Nähe, und das sonst immer hörbare Geräusch emsiger Insekten war in der Nähe des Tempels verstummt. Es schien, als halte hier alles den Atem an.

Kamee sah ihren Nachbarn an, einen der Shakootee's. Die Blüte des Mannes war geschlossen. Kamee fiel in diesem Augenblick auf, daß im Dunkel die Blüten und der Tempel starke Ähnlichkeit hatten - beide waren dunkel und leuchteten von innen heraus.

Der Shakootee streckte die Hand aus. Was er sagte, blieb Kamee unverständlich, aber sie verstand den Sinn. Die Terraner sollten den Tempel betreten.

Kamee schluckte. Sie erinnerte sich daran, daß dies eine Reise ohne Wiederkehr war. War es jetzt soweit?

Sie blieb wie versteinert stehen, als der Shakootee neben ihr plötzlich die Hände ausstreckte, ihr Gesicht in beide Hände nahm und ihr sanft die Stirn küßte. Noch während sie die Augen weit aufriß, huschte der Soldat davon und verschwand im Dunkel der Nacht.

Kamee verstand nun gar nichts mehr. Sie bekam in das Verhalten der Shakootees keinerlei Logik hineininterpretiert. Was diese seltsamen Leute taten, war offenkundig in sich selbst widersprüchlich.

Denn eines war Kamee in dem Bruchteil einer Sekunde klar geworden - die Shakootees haßten die Terraner nicht. Mochten sie auch sämtliche Terraner des Planeten zum Tode verdammt haben - sie haßten sie nicht. Das klang seltsam, vielleicht verrückt, aber es stimmte.

„Worauf warten wir?“ fragte Kamee. In einer heißen Welle stieg die Angst in ihr auf.

„Bringen wir es hinter uns.“

Im Mondlicht konnte sie sehen, wie Cavus sie ansah. Er lächelte.

„Todesmutig?“

Kamee zuckte mit den Schultern. Sie hatte Angst, das stand außer Zweifel. Aber sie war auch bis zum Bersten gefüllt mit Neugierde. Sie wollte wissen, was es mit dem Tempel auf sich hatte, mit den Shakootes -selbst wenn sie das Lüften dieses Geheimnisses in akute Lebensgefahr brachte.

„Also?“

Kamee unterdrückte ein Lächeln. Daß ausgerechnet sie es war, die eine solche Entscheidung vorantrieb - vor Wochen hätte sie dergleichen für ausgeschlossen gehalten.

Kamee machte die entscheidenden Schritte. Sie trat die vier Stufen hinauf, durchquerte die Säulenreihe und trat in das Innere des runden Tempels.

Von oben strahlte weiches Mondlicht auf sie herab. Auf geheimnisvolle Weise wurde das Licht des Mondes von der schwarzen Kuppel gesammelt und verstärkt. Auch das Licht der Säulenreihen fiel hauptsächlich in den Innenraum.

Der Raum war leer.

„Nichts“, sagte Shaktar enttäuscht. „Alles leer.“

„Ganz besonders leer“, stellte Cavus fest. „Es gibt nämlich ein Loch im Boden, ein recht großes sogar.“

Tatsächlich entdeckte Kamee in diesem Augenblick daß das, was sie für ein Mosaik gehalten hatte, in Wirklichkeit ein Schacht war, der senkrecht in den Boden hineinführte. Aus dem Hohlraum wurde in zahlreichen Reflexen Licht zurückgeworfen - in einem Muster, das Kamee an ein Mosaik erinnert hatte.

„Ich gehe eine Wette ein“, sagte Shaktar trocken. „Dort gibt es eine Treppe, die in den Boden hineinführt.“

Sehr vorsichtig trat er näher an das Loch heran. Es maß dreißig Meter im Durchmesser. Shaktar nickte.

„Recht behalten“, sagte er. „Es gibt eine Treppe, die hinabführt.“

Kamee trat sehr behutsam näher. Sie fürchtete, der Boden könnte glatt sein, und wenn sie einmal ausrutschte... Sie malte das Bild nicht bis zu Ende.

Das Loch führte tief hinab in den Untergrund. Auffällig waren die geraden, lotrechten Wände. Kristalle saßen in den Wänden und schufen die verwirrenden Reflexe. Deutlich zu erkennen waren auch die Stufen der gewendelten Treppe.

„Warten hat keinen Sinn“, sagte Cavus. „Folgt mir.“

Die oberste Stufe war bald gefunden. Kamee schritt unmittelbar hinter Cavus hinab. Die Wände waren kalt und glatt, sie wirkten wie poliert. Sogar die glitzernden Kristalle waren völlig in die glatte Oberfläche eingebettet.

Aus der Tiefe klang den Terranern ein leiser Ton entgegen, ein fernes Brausen.

„Wasser?“ rätselte Kamee.

„Wir werden es erleben“, versetzte Shaktar.

Sie trugen keine Fackeln. Das sanfte bleiche Licht, das aus der Kuppel strahlte, erhellte den Weg, so tief hinab er auch führte. Zwar schien der Schacht endlos, aber dort, wo Kamee stand, gab es immer genügend Licht, jede Stufe erkennen zu lassen.

Seltsam war, daß oberhalb des jeweiligen Standorts das Glitzerlicht der Kristalle verschwand. Nur der Glanz der Kuppel blieb. Er wurde aber allmählich kleiner, und nach einer Stunde angestrengten Kletterns sah die Kuppel aus wie ein besonders heller, gleichmäßig scheinender Stern.

„Hier geht es sehr geheimnisvoll zu“, murmelte Yigael Freyt. Er hatte sich einen Bart wachsen lassen, und wenn er sich gewohnheitsmäßig über das Kinn strich, gaben die Stoppeln ein hörbares Kratzen. „Ich wüßte gerne, nach welchen physikalischen Gesetzmäßigkeiten dieses Leuchten erzeugt wird.“

„Das interessiert mich nicht“, knurrte Shaktar. „Mir reicht die bloße Tatsache. Kann einer von euch den Boden des Schachtes sehen?“

Einer nach dem anderen sah an der Treppe entlang in die Tiefe. Es gab kein Ende zu sehen. Das Geräusch war lauter geworden.

„Wartet und seid sehr leise“, bestimmte Cavus. Er holte aus seiner Traglast ein Stück Fleisch hervor, hielt es über den Rand der Treppe hinaus und ließ es fallen. Kamee hielt den Atem an. Sekundenlang war nichts zu hören, dann gab es ein kaum hörbares Geräusch, und wenig später verstärkte sich das Brausen.

Im Schein des Kuppellichts sah Kamee, daß Shaktar zufrieden grinste. Offenbar war das Experiment zu seiner Zufriedenheit ausgefallen.

„Also gibt es einen Boden“, stellte Cavus fest. „Und es sollte nicht mehr sehr lange dauern, bis wir ihn erreicht haben.“

Sie setzten den Abstieg fort.

Es war ein beklemmendes Gefühl, immer tiefer in den Boden hinabzuklettern und dabei zu wissen, daß es

keiner jemals geschafft hatte, den Rückweg anzutreten. Unwillkürlich suchte Kamee auf dem Boden nach den Spuren der Menschen, die vor ihr hinabgestiegen waren in diesen Schacht. Sie suchte nach den Requisiten des Grauens, nach Knochen und weißen Schädeln. Nichts dergleichen fand sich.

„Langsam“, raunte Cavus. „Und leise.“

Auf Zehenspitzen legten sie die letzten Meter zurück. Der Schacht erweiterte sich. Die Treppe stand jetzt frei im Raum, man konnte es fühlen. Rechts und links war nur Luft, ein grauenvolles Gefühl, fand Kamee.

Dann wurde es heller. Der Schein schien aus dem Fels selbst zu kommen, ein fahles Leuchten, das die Gesichter der Menschen zu seltsamen Fratzen verzeichnete.

Je tiefer die Terraner stiegen, um so heller wurde es. Dann kam der Boden in Sicht. Massiver Fels, glatt und eben. Er war von jener seltsamen Kristallsorte durchwachsen, die auch den Schacht ausgekleidet hatte.

Kamee spürte, wie ihr Mund trocken wurde. Wo war sie nun, die Gefahr, die unüberwindlich war, der die anderen alle erlegen waren? Was gab es in diesem Felsendom, das jeden daran hinderte, ans Tageslicht zurückzukehren?

Jetzt war das Geräusch genau zu hören. Es klang wie das Murmeln unzähliger Stimmen, ein stetiges Raunen und Flüstern. Der Laut kam aus allen Richtungen gleichzeitig.

„Langsam bekomme ich es mit der Angst zu tun“, sagte Shaktar' und seine Stimme verriet die Ernsthaftigkeit seiner Aussage. „Was ist das für ein Ort?“

„Ich nehme an, dies ist der Abgrund der Einsicht, oder wie immer auch der Hohe Taamar diesen Ort bezeichnet hat.“

„Ein Platz des Schreckens“, sagte Kamee fröstelnd. „Gehen wir weiter“, schlug Cavus vor. Auch seine

Stimme hatte an Festigkeit verloren. Kamee sah, daß er die Hand nicht vom Griff des langen Messers nahm. Vorsichtig setzten sie sich in Bewegung, auf den Mittelpunkt des riesigen Gewölbes zu.

Der Treppenschacht lag am Rand der Domkuppel, die von ungeheurem Ausmaß sein mußte. Shaktar legte die Hände vor den Mund.

„Hallo?“ rief er.

Der Klang verwehte in der Weite des Raumes. Die Felsenkuppel mußte ungeheuer groß sein. Ein Wunder, daß dieses Gebilde nicht längst zusammengestürzt war.

Von einem Echo war nichts zu hören. Wenn es nicht irgendeinen Winkel gab, in dem der Schall förmlich absorbiert wurde, mußte die Halle etliche Kilometer durchmessen - ein Gedanke, der Kamee mit Schauer erfüllte.

Das einzige Geräusch, das die angespannte Stille durchbrach, waren die dumpfen Laute der Schritte. Niemand sprach. Eine unerklärliche Spannung hatte sich der Terraner bemächtigt. Kamee stellte - ziemlich entgeistert im ersten Augenblick - fest, daß sie überhaupt keine Angst mehr hatte. Verschwunden war die Todesfurcht.

Dann tauchten die ersten Gestalten auf. Weiße Körper, die aus dem Boden gewachsen zu sein schienen.

Kamee blieb stehen, neben den anderen.

„Was ist das?“ fragte Cavus flüsternd.

„Menschen“, gab Shaktar leise zurück. „Es sieht jedenfalls so aus. Wir müssen nähergehen, um etwas erkennen zu können.“

Kamee fühlte ihr Herz hart und schnell schlagen. Sie schlich hinter den anderen her, die sich den Gestalten sehr vorsichtig näherten, jederzeit auf eine tödliche Überraschung gefaßt.

„Es sind Menschen“, sagte Shaktar. „Sie sind versteinert.“

Kamee sah in das Gesicht einer Frau. Jede Pore war zu erkennen, jede noch so kleine Falte.

Die Frau hatte ein ausdrucksloses Gesicht. Ihr Mund stand ein wenig offen, und unwillkürlich beugte sich Kamee nieder.

Sie erschrak bis ins Mark.

Da war das Geräusch. Ein leiser, kaum vernehmbarer Ton, ein wehes Singen, ein immer gleicher Ton der Qual. Ein paar Schritte weiter stand ein anderer, ein Mann, auch er versteinert. Kamee rannte hinüber, legte das Ohr an den weißen Mund. Auch hier der gleiche Ton.

Es mußten Tausende sein, die hier standen und sich nicht mehr regten. Stein gewordene Menschen. Ein Friedhof aus lebendem Marmor.

Ein Tropfen fiel auf Kamee herab. Sie spürte, wie von der Stelle eine eisige Kälte ihren ganzen Körper erfaßte und auf der Haut förmlich brannte.

„Weiter“, stieß Shaktar hervor. „Wir müssen herausfinden, was hier geschehen ist.“

„Seht ihr?“ fragte Cavus. „Seht ihr die Köpfe der Leute. Seht genau hin. Seht ihr es!“

Jetzt erst fiel es Kamee auf.

Jeder dieser Köpfe trug eine Shakootee, auch sie war versteinert.

„Sind sie die Opfer der Todesblume?“ fragte Kamee. „Oder was soll dieser Friedhof bedeuten? Warum schickt man uns hierher?“

Sie kannte die Antwort. Sie wußte sie vom Augenblick an, da sie den Raum betreten hatte.

Jeder, der diesen Felsendom erreicht hatte, war voller Hoffnung gewesen, ihn auch wieder verlassen zu können. Diese Hoffnung war eitler Wahn.

Kamee wußte, was auf sie und ihre Freunde wartete. Der Tod.

10.

„Ich möchte weg von hier“, sagte Dagal leise. Sie sprach wenig. Es schien eine Eigenart der Terraner des Planeten zu sein, sehr wortgeizig aufzutreten.

„Das möchte jeder“, sagte Kamee. „Aber wenn wir unverrichteter Dinge wieder auftauchen, wird es unser Tod sein, und der von Bully und euren Familien ebenfalls.“

Also gingen sie weiter.

Eine Gestalt nach der anderen tauchte auf. Waren sie ursprünglich nur vereinzelt zu sehen gewesen, wurden ihre Reihen jetzt immer dichter.

Weiße Gestalten, porengenaue aus Marmor nachgebildet, oder - wie Kamee insgeheim befürchtete - vom kalkhaltigen Tropfwasser langsam mit Kalk überzogen, festgehalten für die Ewigkeit. Und je tiefer die Menschen in dies unterirdische Reich eindringen, um so lauter wurde der Klagegesang der Versteinerten, um so dichter wurden ihre Reihen. Sie standen bald dicht an dicht. Es mußten Tausende sein.

Kamee fühlte ihre Lippen zittern.

Der Anblick bereitete Schmerzen. Er schuf Qual. Irgendeine verborgene Seite ihrer Seele wurde durch dieses Bild zur Resonanz angeregt, schwang immer stärker mit.

Schuld war das Wort, das sich Kamee in immer stärkerem Maß aufdrängte. Es kam ihr vor, als schreite sie durch ihre ureigenste Hölle. Jede dieser Figuren, die da standen, sich nicht

rührten, sondern nur leise klagten, schien denselben Gedanken ausdrücken zu wollen - ich stehe hier deinetwegen. Jede dieser Gestalten schien Stellvertreter zu sein oder vielleicht gar das Opfer?

„Hier ein böses Wort und eine kleine Unehrlichkeit, dort eine faustdicke Lüge.. Diesem etwas vorgemacht, den dort getäuscht, diesen beleidigt, jenen übers Ohr gehauen. Eine Verletzung hier, eine Wunde dort - alles aufbewahrt für die Ewigkeit; Gestalten felsgewordenen Schmerzes, eine leise seufzende Klage.

Kamee drehte sich um die eigene Achse. Sie ging zu einer der Gestalten, sah ihr ins Gesicht, stellte ihr die sinnlose Frage: was habe ich dir getan? Warum bin ich hier? Warum muß ich mir den Klagegesang anhören? Was habe ich getan, um das zu verdienen - was hast du getan, ein solches Schicksal verdient zu haben?

Die versteinerten Gesichter gaben keine Antwort. Sie drohten nicht, sie zeigten keinen Haß, keine Verachtung. Sie sahen durch Kamee hindurch, den Blick in Weiten gerichtet, die für Kamee unerreichbar waren.

Kamee nahm in einem kurzen Augenblick wahr, daß die Gruppe gesprengt war. Längst kümmerte sich jeder nur noch um sich selbst.

Laut war der Gesang geworden, ein Orgelton des Leidens, schwer und lastend.

Wieviel Schuld war hier aufgespeichert und mußte abgebüßt werden? Und wer hatte gesündigt, Schuld auf sich geladen? Wer hatte bestimmt, daß einer schuldig geworden war? Wer vollstreckte hier wessen Urteil?

Kamee preßte die Hände vors Gesicht.

Sie atmete stoßweise. Ihre Gedanken überschlugen sich. Sie wurden zu einem hämmernden Stakkato des Vorwurfs.

Kamee taumelte weiter. Sie ertrug den Anblick nicht länger. Jeder Schritt, den sie tat, schien über Leichen hinwegzuführen, auch wenn es nichts dergleichen zu sehen gab. Jeder Schritt führte sie tiefer hinein in einen Zustand der Selbstanklage.

Es war nicht einer jener Anfälle, die Kamee kannte, jener moralische Katzenjammer weinerlicher Selbstvorwürfe, der von der Süße des Selbstmitleids durchtränkt war.

Was hier auf Kamee einschlug, war das Schwert des gnadenlosen Urteils, der vernichtenden Anklage. Es hieß nicht: hätte ich doch. Es hieß: du hast! -Kamee schwankte. Sie ertrug dies nicht länger. Sie war dieser grauenvollen Zermürbung nicht gewachsen.

Woher kamen diese Gedanken, die doch eigentlich nichts mit den tatsächlichen Gegebenheiten zu tun hatten? Gewiß, es gab diesen schrecklichen Friedhof der Versteinerten. Aber was hatte sie damit zu tun? Woher kam diese gräßliche Verknüpfung, die sie selbst langsam zermürbte und bereit machte, ein Teil dieses Friedhofs zu werden?

Kamee brach in die Knie. Sie schrie laut vor Schmerz, Tränen liefen ihr über das Gesicht.

Sie nahm nicht mehr wahr, was um sie herum geschah. Sie sah nicht, daß es den Gefährten nicht anders erging, daß sie ebenfalls krochen und schrien und weinten.

Der Boden fetzte die Haut von Kamees Knien, von den Innenflächen der Hand. Kamee nahm es nicht wahr.

Dann, plötzlich, war es vorbei. Von einem Augenblick auf den anderen.

Sie spürte Wasser an den Händen, und einen Herzschlag später fiel sie mit dem Gesicht hinein. Die Kälte des Wassers traf sie wie ein Schock. Kamee zuckte hoch. Ihr Blick klärte sich. Der Anfall war so schnell beendet, wie er gekommen war.

Vor ihr plätscherte Wasser. Das Wasser war schwarz. Es reflektierte nicht. Kamee konnte sich darin nicht sehen, und sie war dankbar dafür.

Gierig schlürfte sie aus der hohlen Hand von dem Wasser. Es war eisig kalt, brannte auf den Lippen, aber es erfrischte. Mit jedem Schluck wich der Schmerz aus Kamee.

Sie drehte sich um.

Zehn Schritte von ihr entfernt kroch Cavus mit gequältem Gesicht über den Boden. Tränen liefen über das Gesicht, das verzerrt war von Schmerzen, deren Ursache niemand kannte

außer ihm. Er knickte in den Ellenbogen ein, schlug auf das Gesicht. Kamee stand auf. Sie schöpfte etwas von dem Wasser in die hohle Hand, dann ging sie zu Cavus hinüber und schüttete ihm das Wasser ins Gesicht. Es half nicht viel, aber der junge Mann schaffte es unter Krämpfen, sich bis an das Ufer zu schleppen. Dort brach er zusammen, sobald er das Wasser berührt hatte.

Kamee setzte sich neben Cavus auf den Boden. Sie sah hinaus auf das schwarze Wasser, das sich leise bewegte. Sie begriff nicht, was sich um sie herum in den letzten Stunden abgespielt hatte. Es konnte eine solche Riesenhöhle nicht geben, es konnte kein schwarzes Wasser geben, es konnte die klagenden Lieder der Versteinerten nicht geben - aber all dies war Wirklichkeit.

Nacheinander trafen die einzelnen Mitglieder der Gruppe am Rand des Wasserbeckens ein, jeder von ihnen am Rand der körperlichen und geistigen Erschöpfung. In Kamee stieg der Gedanke auf, daß dies das Fegefeuer sein mußte, aber sie verwarf den Gedanken sofort wieder. Sie klammerte sich an die Hoffnung, daß es für all diese Vorgänge eine wissenschaftliche Erklärung geben mußte.

Eine Stunde verging, in der nichts geschah. Langsam kamen die Menschen wieder zu sich, sie scharten sich zusammen, saßen auf dem Boden und schwiegen. Eine unerklärliche Stimmung hatte sie befangen.

Es war Kamee, die das Schweigen brach.

„Gehen wir weiter“, sagte sie. Sie stand auf und setzte sich in Bewegung. Die anderen folgten ohne Zögern.

Kamee ging am Rand des Schwarzen Sees entlang. Sie wollte dieses seltsame Gewässer umkreisen, wenn sich das machen ließ. Sie ahnte, daß es mitten in diesem düsteren See noch etwas zu entdecken gab - ihr war aufgefallen, daß sämtliche Versteinerten ihre Gesichter in die gleiche Richtung gewandt hatten, dorthin, wo Kamee den Mittelpunkt des Schwarzen Sees vermutete. Zu sehen war von dieser Mitte nichts, das Licht aus der Höhle reichte nicht so weit. Nur in der unmittelbaren Umgebung der Gruppe war der gleiche Schein stark genug, den Boden und die weißen Gestalten der Versteinerten erkennen zu lassen. Je weiter entfernt ein Gegenstand sich befand, um so schwächer war er zu sehen, und dreißig Meter vom Ufer entfernt verlor sich der Schein vollends. Dahinter war nur undurchdringliche Schwärze.

Es wurde nicht geredet während des Marsches. Die Menschen bewegten sich schweigend durch die Reihen der Versteinerten, die am Ufer besonders dicht standen. Noch immer ertönte das klagende Lied, aber es schien leiser geworden zu sein. Kamee nahm es kaum mehr wahr.

Sie wußte nicht, wie die Zeit verstrich, ob es Minuten waren oder Stunden, in denen sie gleichmäßig einen Fuß vor den anderen setzte und immer weiter und weiter ging, stets einen Meter von der Grenze zwischen dem Boden und der glanzlosen Schwärze des Wassers entfernt.

Dann aber sah sie die Brücke.

Weiß schimmerte sie in Blickrichtung durch das Dunkel. Eine atemberaubende Konstruktion, wie aus marmorner Spitze gefertigt, zierlich und doch weitgespannt. Eine lange Rampe führte auf die eigentliche Brücke hinauf. Kamee zögerte nicht, diese Rampe zu begehen.

Die Brücke selbst ragte etwa zehn Meter über das

Wasser hinaus, aber es war nicht zu sehen, wo sie ihr anderes Ende hatte. Der eine Fuß stand auf dem Ufer, der andere war nicht zu sehen, die Brücke verlor sich in der Dunkelheit.

Unglaublich zerbrechlich wirkte die Brücke. Sie bestand nur aus einem dünnen Boden und einem filigranen Geländer, beides aus reinweißem Gestein. Kamee sah flüchtig auf die Muster des Geländers, sie verstand sie nicht. Sie begriff auch nicht, wie es möglich war, eine Brücke aus so zartem Material zu bauen.

Glatt wie Porzellan war der Boden, und bei jedem Schritt gab es einen leisen Ton, gleich dem Klang einer weit entfernten Glocke.

Kamee ging weiter, hinein in das Dunkel. Das Licht schien ihr auf geheimnisvolle Weise zu

folgen - sie konnte stets die nächsten Meter der Brücke erkennen, auch als sie längst nichts mehr von dem Ufer sehen konnte.

Der Glockenton wurde stärker. Die Brücke geriet in Schwingungen. Mit jedem Schritt, den Kamee machte, wiederholte sich der Ton, schwoll an und verklang wieder.

Kamee blieb stehen. Kein Laut war zu hören, obwohl die anderen weitergingen. Dann setzte sie selbst wieder einen Fuß auf den Boden der Brücke, und sofort war der Ton wieder da, voll und fordernd.

Kamee zuckte mit den Schultern. Sie ging weiter.

Längst hatte sie die Kontrolle verloren. Sie wußte nicht mehr, wo sie war. Irgendwo aus der Höhe fiel fahles Licht auf die Brücke und riß sie für ein paar Meter aus der Dunkelheit. Was rechts und links davon war, ließ sich nicht erkennen. Das Ufer war verschwunden, ein neues nicht in Sicht. Es gab nur die Brücke und die Menschen, die sich in schweigender Prozession darauf bewegten.

Dann entdeckte Kamee, daß sich der Boden unter ihren Füßen leise neigte. Offenbar senkte sich die Brücke zum jenseitigen Ufer.

Der Glockenton, der jetzt jeden anderen Laut übertönte, war von einer fast schmerzhaften Stärke. Er ließ Kamees Körper bis in die letzten Fasern vibrieren, erfüllte sie mit banger Furcht vor dem, was auf dem anderen Ufer wartete.

Konturen schälten sich aus der Finsternis. Das Ende der Brücke kam in Sicht. Dahinter war ein weiteres Gebäude zu erkennen, ein Gegenstück zu dem Tempel an der Oberfläche, nur wesentlich kleiner.

Kamee ließ den Sack mit den Lebensmitteln auf den Boden fallen. Mochte er liegenbleiben. Sie ahnte, daß sie jetzt an der Quelle des Geheimnisses war, das Shakootee gleichsam beherrschte.

Am Ende der Brücke wartete eine Überraschung auf Kamee. Ihr Fuß berührte weichen Boden, lockere Erde, fett und schwarz. Seltsam war, daß ihr Fuß darin keine Spuren hinterließ.

Kamee ging weiter, auf den Tempel zu. Er war knapp mannshoch und bestand aus dem gleichen porzellanähnlichen Material wie die Brücke.

Der Tempel war luftig gebaut, man konnte durch ihn hindurchsehen. Es gab in seinem Innern nichts Besonderes - nur eine Shakootee.

Es war die größte Shakootee, die Kamee bisher gesehen hatte. Eine Blüte, die fast einen halben Meter durchmaß. Unter der Blüte deren Blätter im bleichen Licht geheimnisvoll schimmerten, wuchsen Hunderte kleiner Blüten, alle von der gleichen Sorte.

Kamee blieb auf der obersten Stufe des Tempels stehen.

Das war alles?

Die Gruppe scharte sich um den Tempel der Shakootee. Ratlos sahen sie das Beet, die Riesenblüte. Sie verstanden nichts.

Kamee kniete nieder.

Sehr behutsam streckte sie die Hand aus.

„Tu's nicht!“ sagte Cavus leise, aber Kamee hörte nicht auf ihn. Sie berührte die Riesenblüte. Heiß pulste es durch die Hand in ihren Körper. Kamee fühlte sich wie aufgeladen, und sie begriff: die Shakootees waren nicht die natürlichen Feinde der Menschen. Es mußte ein grauenvolles Mißverständnis gegeben haben, daß sich die Dinge so und nicht anders entwickelt hatten.

Kamee zog die Hand zurück. Sie griff nach einem Stengel einer der kleinen Shakootees. Ein sanfter Zug beförderte die Pflanze in die Höhe. Die dunkelroten Wurzeln schimmerten tückisch im Licht.

Keiner sagte ein Wort.

Kamee strich sich mit der Hand das Haar aus dem Nacken, dann setzte sie die Shakootee hinter dem Ohr an. Ein feiner Stich war zu spüren, mehr nicht...

„Das darf nicht wahr sein“, ächzte Rod Nyssen. „Alles hatte ich erwartet, das hier nicht.“

Er hockte auf der weißen Treppenstufe, völlig erschöpft, kaum mehr fähig zu sprechen. Er und Conrad Deringhouse hatten den schwerverletzten Michael Freyt bis hierher getragen.

„Ein paar lausige Pflanzen“, stieß Nyssen hervor. „Der ganze Ärger wegen ein paar Pflanzen.“

„Vielleicht lassen wir uns von der Oberfläche der Dinge täuschen“, murmelte Freyt.

Er war abgestürzt, einige Meter tief, und er wußte, daß er sich von diesem Sturz nicht mehr erholen würde. Seinen Gefährten ging es nicht viel besser. Ihre

Kräfte waren aufgezehrt, sie waren dem Tode näher als dem Leben.

Seit etlichen Tagen hatten sie nichts mehr gegessen, und sie wußten, daß sie nicht mehr die Kraft aufbringen würden, die Treppen hinaufzusteigen, die zurückführten ans Tageslicht. Sie wußten, daß sie hier unten bleiben würden, in dieser fahlen Dämmerwelt.

Bis hierhin zu kommen, war schwer gewesen. Der Gesang der Steinfiguren hatte die Männer geistig fast zerstört. Es erschien ihnen als Wunder, daß sie nicht den Verstand verloren hatten - nahe daran waren sie in jedem Fall gewesen.

Michael Freyt lehnte sich etwas bequemer gegen die Säule des Tempels. Er sah hinüber zu der Riesenblüte, zu dem Kranz von Shakootes, der dieses Gewächs umgab.

„Ich möchte wissen, wer all das hier angelegt hat“, sagte Rod Nyssen. „Dieser riesige Felsendom, die Tausende von Steinfiguren, die Treppe. Hier müssen Tausende von Menschen gearbeitet haben - und das alles nur für ein Blumenbeet.“

„Vielleicht hat diese Pflanze einen besonderen Stellenwert“, rätselte Deringhouse herum.

Er sah auf die Uhr. Draußen würde in wenigen Stunden der Tag beginnen. Was hatte der Shakootee-Führer gesagt? Niemand könne einen Tag lang dort unten aushalten?

„Wieviel Zeit haben wir noch?“

„Drei Stunden bis Tagesanbruch“, antwortete Deringhouse. „Es sieht übel aus, Freunde.“

Freyt zuckte mit den Schultern.

„Wir haben damit gerechnet“, sagte er. „Es hätte früher geschehen können, es hätte auch später sein können. Im Augenblick kümmert es mich nicht mehr.“

Er verzog für einen kurzen Augenblick das Gesicht. Freyt vermutete, daß er sich beim Sturz ein paar Rippen gebrochen und innere Organe verletzt hatte. Der Schmerz war heftig, gerade noch zu ertragen. Was Freyt noch mehr quälte, war das Bewußtsein, daß auch die Freunde es nicht mehr schaffen würden.

„Üblicherweise müßten wir uns jetzt Zigaretten anstecken“, sagte Freyt nach einer Pause.

„Das tut man doch in solchen Situationen.“

„Nicht auf Shakootee!“ murmelte Nyssen. „Ich möchte wissen, warum dieser Mann, der dir die Koordinaten verraten hat, dich so angeschwindelt hat. Diese Welt ist kein Paradies, jedenfalls nicht mit den Shakootes. Sie ist für uns die reine Hölle.“

„Vielleicht machen wir etwas falsch“, sagte Freyt. Immer wieder sah er zu der riesigen Blume hinüber.

Das gab alles keinen Sinn. Es fehlte ein Wort, ein Begriff, der den Schlüssel darstellte. War das Wort gefunden, ließen sich die einzelnen Steine zu einem wunderbaren Mosaik zusammenstellen - fehlte das Wort, fand man nicht einmal den Anfang des Puzzles.

Freyt ging die Bausteine durch, die er kannte. Da waren die Erdmenschen' die kleine Kolonie, die er selbst und seine Gefährten gegründet hatten. Da waren die humanoiden Shakootes' den Terranern zum Verwechseln ähnlich, von den Blumen einmal abgesehen, mit denen sie in Symbiose lebten. Dabei war es noch völlig ungeklärt, in welcher Weise diese Lebensgemeinschaft funktionierte. Was hatten die Bewohner von Machli ki Tikka von dieser Gemeinschaft, was die Pflanzen?

Es gab natürlich eine einfache Methode, das festzustellen - man mußte sich nur eine Shakootee ansetzen. Freyt wußte aber, daß es keinen Bewohner dieser Welt gab, der anschließend die Blume wieder abgelegt hatte. Dieser Test war also eine Einbahnstraße, von

der es kein Zurück mehr gab.

Michael Freyt horchte in sich hinein. Er wußte, dass er nur noch ein paar Stunden zu leben hatte. Er nahm sich vor, das Experiment zu wagen, wenn die Zeit gekommen war - er wollte das Geheimnis lüften, bevor er starb. Bis dahin wollte er Herr seiner Gedanken und Empfindungen bleiben.

„Wollt ihr es nicht wenigstens versuchen?“ fragte er seine Freunde. „Vielleicht...“

„Kein Vielleicht“, sagte Conrad Deringhouse. „Wir werden es nicht schaffen, also versuchen wir es gar nicht erst. Wir werden hier bei dir bleiben und abwarten.“

Michael Freyt lächelte dünn.

„Es kann noch ein paar Stunden dauern“, sagte er mit einem Anflug von Sarkasmus.

„Es hat lange genug gedauert“, sagte Rod Nyssen. „Liegst du bequem?“

„Es geht“, gab Freyt zurück.

Er versuchte sich vorzustellen, was jetzt in diesem Augenblick draußen in der Galaxis vorging. Wo mochte der Chef stecken, Atlan, Bully und die anderen - falls sie überhaupt noch lebten. Hatte Perry Rhodan es geschafft, wenigstens für die wichtigsten Mitarbeiter einen der fünfundzwanzig Zellaktivatoren zu besorgen?

Und was war es für eine Gefahr gewesen, die so groß und schrecklich war, daß sogar der Unsterbliche von Wanderer davor Reiß aus nahm?

Auf diese Fragen würde Michael Freyt keine Antwort mehr bekommen, das wußte er. Er hatte sich diesen Augenblick immer anders vorgestellt. Er hatte an die unzähligen Male gedacht, in denen er im Bruchteil einer Sekunde hätte atomisiert sein können, wenn der Schutzschirm eines von ihm geführten Schiffes zusammenbrach. Er hatte auch an einen friedlichen Tod im Bett gedacht, umgeben von der Familie, aber das waren Vorstellungen, die einer Zeit angehörten, als er noch nicht die Zelldusche erhalten hatte. Seither hatte sich Michael Freyt wenig mit dem Gedanken an den Tod beschäftigt.

Es waren etliche gestorben in den letzten Monaten, aber es gab noch genug andere, die noch viele Jahre zu leben hatten. Wären die Shakootees nicht gewesen, hätte es eine hübsche kleine Kolonie geben können. Die Zukunft mußte erweisen, was aus den Terranern wurde.

„Es wird hell“, sagte Rod Nyssen. „Merkt ihr es?“

Tatsächlich stieg die Intensität und Leuchtkraft des Lichtes ringsum an.

„Jetzt verstehe ich, warum hier nach Tagesanbruch keiner mehr herauskommt“, sagte Rod Nyssen. „Wenn das Licht des Mondes schon derartig verstärkt wird, wird das Sonnenlicht nicht zu ertragen sein. Vermutlich werden wir bei lebendigem Leib geröstet.“

„Verstärkt“, murmelte Freyt. „Du hast verstärkt gesagt.“

„Habe ich“, knurrte Rod Nyssen grimmig. „Das Licht, das auf den Tempel fällt, wird auf sehr undurchsichtige Weise tausendfach verstärkt und nach hier unten gestrahlt.“

„Und vermutlich auf diesen seltsamen Tempel gelenkt“, sagte Michael Freyt. „Kannst du mir sagen, wie die Pflanze das aushält?“

Nyssen schüttelte den Kopf.

„Vielleicht ist es so, daß diese Pflanze die Energie braucht, die ihr auf diese Weise zugeführt wird.“

„Und wozu braucht die Pflanze die Energie?“

Freyt schüttelte hilflos den Kopf.

„Ich weiß es noch nicht, aber ich werde es sehr bald wissen.“

„Was hast du vor?“

„Gebt mir eine von den Shakootees“, sagte Michael Freyt. „Vielleicht kann ich euch etwas sagen, vielleicht auch nicht. Aber ich will jetzt die Wahrheit wissen.“

Rod Nyssen sah seinen Gefährten nachdenklich an.

„Was meinst du, Conrad?“

Deringhouse zuckte mit den Schultern.

„Zu verlieren haben wir wohl nichts mehr“, stellte er unerbittlich fest. „Und beeilen müssen

wir uns auch. Es ist taghell, obwohl die Sonne noch nicht aufgegangen ist. In einer Stunde wird es unerträglich geworden sein."

„Dann los", sagte Michael Freyt. „Gebt mir eines von den Dingen."

Er entspannte den ganzen Körper. Eine nie gekannte Ruhe durchflutete ihn. Endlich wußte er, was er hatte wissen wollen.

Er kannte das Geheimnis der Shakootee, er fühlte es in diesem Augenblick.

Da war der Wind, der über die Ebene strich, der heiße Schein der Sonne in jenen Gebieten, die gerade bestrahlt wurden. Da war die sanfte Kühle des Ozeans.

Mit jeder Faser seines Seins sog er die Informationen in sich auf. Er war eins geworden mit dieser Welt, mit der gesamten Natur des Planeten. Wo immer es Leben gab auf Shakootee' war es mit den Blumen verbunden, die dort wuchsen. Sie registrierten alles, jede Veränderung, jedes Wachstum, jeden Windbruch' jedes Unwetter.

Er spürte den feinen Schmerz, den der Pflug eines Bauern in ihm hervorrief. Er spürte ebenfalls den Todesschmerz eines kleinen Nagers' der in diesem Augenblick von einem Vogel gefangen wurde.

Ein Netzwerk von Shakootees durchzog den Planeten, und hier in dem Tempel liefen diese Informationen zusammen. Was für PSI-Kräfte am Werk waren, wußte er nicht, aber diese Wunder funktionierten.

Er verstand jetzt die Ablehnung der Terraner, die nichts von den Shakootees wissen wollten.

Er verstand auch das Wort von der Unterwerfung.

Denn die Shakootees waren das Gesetz der Natur, das lebende Gewissen des Planeten.

Nur eine Spezies gab es, die fähig war, das Gleichgewicht der Kräfte bis zur Katastrophe zu verändern - das waren jene Zweibeiner, die vor vielen Jahrzehntausenden hier gelandet waren. Sie hatten den Boden aufgewühlt in ihrer Gier nach Gold und edlen Steinen, sie hatten die Natur tausendfältig geschändet und verwüstet, ohne Rücksicht auf andere Lebewesen.

„Das wurde nun verhindert. Die Shakootee am Ohr des Menschen ließ ihn spüren, was er sich erlauben durfte und was nicht. Mit deutlichen Impulsen schuf sie ihm ein natürliches Gewissen. Deshalb befragten die Menschen die Shakootee' wann immer sie ihre Felder bestellen und zur Jagd gehen wollten, und das unbestechliche Gefühl der Shakootee sagte ihnen, was sie tun durften. Es gab kein höheres Leben ohne den Tod. Pflanzen wurden gefressen, Tiere verschlungen, auch der Mensch mußte töten, um leben zu können. Der Rahmen aber, in dem er tötete, um zu leben, wurde von den Blumen gesteckt.

Und noch eines begriff er in diesem Augenblick.

Er starb.

Aber er hörte nicht auf zu sein. Das Bewußtsein ging über in das Kollektiv derer, die mit den Blumen verbunden waren. Es blieb erhalten. Er wurde zu einem Bestandteil jenes planetenumfassenden Wesens, das sich aus Milliarden kleiner Blumen zusammensetzte. Er konnte die Natur des Planeten erfühlen, mit jeder Faser seines Seins.

Er wußte die Freunde an seiner Seite. Noch lebten sie ihr früheres Leben, aber er wußte schon, daß es bald zu ihm stoßen würden. Ihm fehlten jetzt die Freunde, die vor ihm gestorben waren - niemand vermochte zu sagen, wo ihre Bewußtseinsinhalte geblieben waren.

Die anderen aber hatten ein Schicksal erlebt, das es für ihn erklärlich machte, warum Shakootee die Welt der immerwährenden Umarmung genannt wurde.

Er wußte, was mit ihm geschehen würde. Viele Jahre hindurch würde er noch der sein, der er war, als der Lebensfunke seinen Körper verließ. Und dann würde er langsam, unmerklich aufgehen im Kollektiv der Shakootee. Den Übergang würde er nicht spüren, die anderen hatten ihn auch nicht gespürt.

Er fühlte, wie Kraft sein neues Leben durchströmte. Die Sonne war aufgegangen, und jene wundervolle Maschinerie aus natürlichen Gegebenheiten und paranormalen Tricks begann zu arbeiten. Das Sonnenlicht wurde der großen Shakootee zugeführt, deren Teil nun auch er war.

Später, wenn er sich an das Leben in dieser Form gewöhnt hatte, würde er vielleicht fragen, wer dies alles in dieser Form geschaffen hatte. Jetzt war er daran nicht interessiert.

Er war ein Teil geworden der großen Shakootee' die mit sanfter Hand das Leben auf ihrem Planeten lenkte. Sie strafte nicht, dazu besaß sie nicht die Macht. Sie mahnte nur unablässig jeden menschlichen Träger, der sich zum Herren seiner Welt aufschwingen wollte und nicht begreifen wollte, daß er ein Bestandteil dieser Welt war.

Mit stiller Freude wartete Michael Freyt im Kollektiv der Shakootee auf seine Freunde. Er wußte, daß sie bald kommen würden.

11.

„Das ist die Geschichte“, sagte Kamee leise. „Die Shakootee hat sie mir erzählt.“

Sie lächelte. Die Blume hinter ihrem Ohr erfüllte sie

mit einem Gefühl der inneren Sicherheit, das sie bisher nicht gekannt hatte. Sie sah auf das Bett. Von den Körpern der drei Männer, die hier gestorben waren, war längst nichts mehr zu sehen. Ihre Bewußtseinsinhalte hatten sich längst im Kollektiv aufgelöst. Die Individuen Michael Freyt' Conrad Deringhouse und Rod Nyssen gab es nicht mehr.

„Das ist der Grund, warum die Shakootees im Streit liegen mit den Terranern“, erklärte Kamee. „Die Leute von der ICA wollten sich den Planeten untertan machen, wie sie es von der Erde her gewohnt waren. Sie waren nicht bereit, das Wechselspiel aller natürlichen Kräfte auch auf sich selbst zu beziehen. Sie sind zu einer Gefahr geworden für die Harmonie des Planeten - das ist der Grund - warum der Hohe Taamar weinte, als er uns im Auftrag der großen Shakootee das Todesurteil für alle Terraner verkündete.“

Die anderen sahen Kamee verwundert an. Cavus war offenkundig von Mißtrauen erfüllt, Shaktar hingegen schien Kamee zu glauben.

„Was tun wir jetzt?“ fragte Yigael Freyt. „Wir wissen zwar jetzt, wie das alles hier funktioniert, aber das hilft uns nicht weiter. Wir werden uns selbst nicht retten können, und wir werden unsere Freunde nicht retten können.“

„Vielleicht doch“, sagte Kamee.

Sie griff an ihren Kopf. Behutsam nahm sie die Shakootee aus ihrem Haar und setzte sie wieder in das Bett.

„Es gibt eine Möglichkeit“, sagte sie. „Auch das wurde mir von der Shakootee gesagt.“

„Wie sieht diese Möglichkeit aus?“

Kamee deutete auf die Brücke.

„In ihrem Schatten müssen wir uns verbergen und den Tag verbringen“, sagte sie. „Die große Shakootee weiß nicht, ob dieser Trick klappt, aber sie rät uns, das Experiment zu wagen. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Wenn der Tag anbricht, wird der Tempel von Energie überflutet werden. Das wäre unser sicherer Tod.“

Shaktar schielte auf die Shakootees.

„Und wenn wir uns eine solche Blume anstecken?“

Kamee lächelte.

„Tu's und sieh zu“, sagte sie. „Du wirst, wenn du hierbleibst, zum Bestandteil der Shakootee - wie unsere Vorfahren.“

Shaktar überlegte nur ein paar Augenblicke lang, dann griff er nach einer Blume.

Reginald Bull sah verdrossen aus dem Fenster. Der Ausblick war alles andere als beruhigend. Auf dem Burghof wurde wie an jedem Tag trainiert. Bogner waren an der Arbeit, in den Werkstätten wurden Bolzen geschnitzt und Rüstungen angefertigt. Und irgendwo in dem weitläufigen Gemäuer schliff der Henker an seinem Schwert.

Man hatte die Terraner eingesperrt, und Bully war sogar von den anderen abgetrennt worden.

Langeweile plagte den Mann mit den blauen Augen und dem roten Bürstenhaar.

Reginald Bull wußte, daß er nach dem Willen des Hohen Taamars noch einen Tag zu leben hatte. Waren Kamee Nyssen und ihre Freunde bis dahin nicht zurück, war Bullys Kopf verwirrt. Es war ihm ein Rätsel, was die jungen Leute überhaupt tun sollten, worin die Chance bestand, die den Todgeweihten angeblich eingeräumt worden war.

„Ein lausiges Nest“, knurrte Bully.

Seine Zelle war recht geräumig - vier Meter lang, fünf Meter breit. Er konnte darin spaziergehen, mehr aber auch nicht. Es gab nur ein Bett in dem Raum, sonst nichts. Auf dem Fensterbrett allerdings

stand - Bully hatte es nicht anders erwartet - eine Shakootee.

Offenbar war das als Angebot gedacht, aber Reginald Bull dachte nicht daran, von diesem Angebot Gebrauch zu machen. Er verfluchte im stillen die Tatsache, daß er überhaupt keine Möglichkeit mehr hatte, in das Geschehen einzugreifen. Es gab einen tödlichen Wettlauf mit der Zeit um seinen Kopf, aber er selbst war nicht in der Lage, auch nur das Geringste zu tun. Er mußte ohnmächtig sehen, wie man seine Exekution vorbereitete.

Unruhig ging Bully im Raum auf und ab. Ab und zu warf er einen Blick nach draußen.

Vor den Toren der Stadt, Bully konnte es gerade noch sehen, waren die Bauern mit der Ernte beschäftigt. Ein Bild des Friedens, aber wenig tröstlich für Reginald Bull. Bully sah nicht allzu oft auf die Uhr, aber entschieden häufiger, als er es normalerweise getan hätte. Die Zeit verstrich entsetzlich langsam.

Plötzlich wurde es im Hof laut. Rufe waren zu hören, dann Waffenklirren. Bully zögerte einen Augenblick, dann hastete er zum Fenster.

Auf dem Hof war gerade ein Reiter angekommen. Der Mann war sichtlich erregt, sein Gahar troff von Schweiß.

Bully versuchte zu verstehen, was der Reiter sagte. Er sah, wie der Bote mit den Händen eine Kugelgestalt formte.

Bullys Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Endlich, das Schiff von Terrä war gekommen. Der Fall Shakootee war ausgestanden. In ein paar Stunden konnte er ein heißes Bad nehmen und sich einen Whisky seiner Lieblingsmarke gönnen - vorausgesetzt, der Kommandant des Rettungsschiffs hatte in weiser Voraussicht davon mitgenommen.

Reginald Bull rieb sich die Hände. Er war zufrieden mit sich selbst. Das war gerade noch einmal gutgegangen. Knapp zwar, aber immerhin.

Auf dem Hof strömten Bewaffnete zusammen. Offenbar hatte der Bote Großalarm ausgelöst.

Bully registrierte es mit tiefer Befriedigung. Er war gespannt, wie sich der Hohe Taamar in dieser Lage verhalten würde.

Auf dem Gang vor Bullys Zelle wurde es ebenfalls laut. Offenbar kamen die Shakootees, um Bully abzuholen. Reginald Bull lehnte sich gegen die Mauer und grinste vergnügt. Er gönnte dem Chef der Shakootees diese Niederlage.

Die Tür wurde geöffnet und schwang zur Seite. Der Hohe Taamar war selbst erschienen, um seinen prominenten Gefangenen zu besuchen.

„Es ist ein großer Körper auf unsere Welt niedergegangen“, sagte der Taamar ohne Vorrede:

„Es sind Leute in diesem Körper. Weißt du davon?“

Bully grinste noch breiter.

„Freunde von mir“, sagte er herausfordernd. „Sie sind gekommen, um mich zu holen.“

Der Hohe Taamar sah ihn traurig an.

„Ich weiß nicht, ob es ihnen gelingen wird“, sagte er. Dann wandte er sich an die Wachen:

„Ergreift ihn!“

„He!“ rief Bully. „Was soll das heißen?“

„Bindet den Gefangenen“, sagte der Hohe Taamar. Er sah Reginald Bull durchdringend an.

„Du wirst deine Leute zurückschicken.“

„Das werde ich nicht tun“, bestimmte Reginald Bull. Er wollte die Meute wenigstens ein

bißchen beschäftigen. Also rannte er den ersten Soldaten um, und den zweiten ließ er über sein ausgestrecktes Bein stolpern. Dann huschte Reginald Bull in Windeseile an dem verblüfften Stadtkönig vorbei auf den Gang.

Er hatte Glück. Der Taamar hatte nur vier Wachen mitgenommen, und die waren von Bullys Flucht völlig überrumpelt worden. Die Flucht war sinnlos, denn es gab Hunderte von Bewaffneten in der Burg, und selbst Bully rechnete nicht damit, tatsächlich ins Freie zu kommen. Aber er wollte den Shakootes wenigstens zu tun geben, und das möglichst gründlich.

Bully rannte den Gang hinunter, dann wandte er sich nach links. Eine Treppe hinauf, dann wieder nach rechts. Er sah einige Knechte, die ihn verwundert anstarrten, aber Bully kümmerte sich nicht darum. Er rannte weiter.

Er fand eine weitere Treppe, die diesmal in die Tiefe führte. Bully jagte die steinernen Stufen hinab, dann wieder nach links, vorbei an zwei entgeisterten Frauen, die einen schweren Wäschekorb schlepten. Ein Posten stellte sich Bully in den Weg, wurde zu Fall gebracht und kollerte in seiner Rüstung lautstark die Treppe hinunter.

Bully schlug Haken, wo immer er nur konnte. In welchem Teil der Burg er sich aufhielt, war ihm unbekannt - aber er wußte, daß jetzt die gesamte Einwohnerschaft nach ihm suchte.

An einer Säule blieb Bully für ein paar Augenblicke stehen, um nach Luft zu schnappen.

Er brauchte ein wenig Zeit. Vermutlich war das Schiff in der Nähe der MURG DO PYAZA gelandet, von da bis zur Stadt Machli ki Tikka brauchte man mit einem Gleiter höchstens eine Stunde. Vermutlich ließ sich der Kommandant aber mehr Zeit, weil er die Eingeborenen nicht töten wollte - die Kommandanten terranischer Schiffe hatten seit langem entsprechende Anweisungen.

Der Bote brauchte, wenn er sein Gahar fast zu Tode hetzte, einige Stunden von der MURG bis Machli ki Tikka - folglich konnte der Gleiter sehr bald eintreffen.

Bully jagte weiter.

Er durchquerte die Wäscherei, wo er unter den Mägden eine Art Panik auslöste, danach verschwand er in einem langen dunklen Gang, der ins Nirgendwo führte.

Als er wieder etwas zu sehen bekam, erkannte Reginald Bull, daß sich seine Lage wenig verbessert hatte. Er war nämlich auf dem Hof der Burg herausgekommen, und dort wartete inzwischen ein kleines Heer auf die Ankömmlinge.

Reginald Bull wollte seine Haut so teuer wie möglich verkaufen. Also griff er zur nächstbesten Waffe, die er fand. Es war ein langes Schwert, nicht eben die Bully vertrauteste Waffe, aber im Notfall verstand er auch damit umzugehen.

Oben auf einem Balkon erschien der Dolmetscher des Taamars. Er entdeckte Bully sofort und rief den Soldaten etwas zu.

Zu sechst stürzten sie auf Bully los. Reginald Bull hob das Schwert und machte sich zur Verteidigung bereit.

In diesem Augenblick erkannte er, daß er schon wieder einen Fehler gemacht hatte. In seinem Eifer, sich zu stellen, hatte er vergessen, daß die Shakootes Meister im Umgang mit dem Wurfseil waren. Ehe er sich noch rühren konnte, hatte sich eine Schlinge um seinen Leib gelegt. Ein Ruck genügte, und Reginald Bull lag der Länge nach auf dem Boden; Ein paar Augenblicke später war er gefesselt.

Sie stellten ihn auf die Beine. Während die Soldaten wieder den Thron für den Stadtkönig aufbauten, wurden aus den Verliesen der Burg die Gefangenen ans Tageslicht gebracht. Es war ein trauriger Zug, die Menschen waren niedergeschlagen, der größte Teil abgestumpft. Die Tage der Haft hatten den Terranern arg zugesetzt.

Der Taamar erschien auf der Bildfläche, und hinter

ihm tauchte der Mann auf, der Bully am wenigsten sympathisch war - ein Hüne mit einer Kaputze über dem Kopf und einem langen Schwert über der Schulter. Der Henker von Machli ki Tikka.

„Teufel auch!“ knurrte Reginald Bull. Er ahnte, daß sich der Hohe Taamar etwas hatte einfallen lassen, um auch dieser Herausforderung begegnen zu können.

Bully wurde vor den Taamar geschleppt.

„Es hat dir nichts genützt“, ließ der Taamar sagen. „Du kannst uns nicht entkommen, und deine Handlungsweise beweist uns, daß du unser Feind bist. Du wirst deine Leute dahin zurückschicken, woher sie gekommen sind.“

„Das werde ich sicherlich nicht tun“, beharrte Bully. Der Hohe Taamar zuckte nur mit den Schultern. Bully wurde herumgedreht und so aufgestellt, daß er neben den Stadtkönig zu stehen kam. Die Gesichter waren dem Burgtor zugekehrt. Der Henker von Machli ki Tikka nahm unmittelbar hinter Bully Aufstellung. Reginald Bull spürte, wie sich seine Haare aufstellten.

Dann wurde das Burgtor geöffnet.

Die lindgrüne Uniform erkannte Bully auf den ersten Blick. Terraner, Angehörige der Solaren Flotte. Sie waren also doch gekommen, gerade noch rechtzeitig.

Es waren zehn Mann. An der Spitze marschierte der Kommandant des Schiffes, ein hochgewachsener Schwarzer.

Die Männer sahen Reginald Bull, hüteten sich aber, dies erkennen zu lassen. In geordneter Formation schritten sie durch die Reihen der Shakootes und machten erst unmittelbar vor dem Hohen Taamar halt. Bully konnte sehen, daß der Kommandant einen kleinen Translator trug. Das würde die Unterhaltung erheblich vereinfachen.

Es dauerte eine knappe Stunde, bis so viele Worte gewechselt waren, daß eine wirkliche Unterhaltung beginnen konnte.

Der Kommandant des Terra-Schiffes entbot dem Hohen Taamar seinen Gruß. Der Taamar grüßte zurück, wenn auch deutlich kälter als der Terraner.

„Was führt euch her?“ fragte der Taamar.

„Wir wollen Freunde abholen, die auf dieser Welt gelandet sind“, sagte der Oberst freundlich.

„Dort steht einer dieser Freunde.“

„Du nennst ihn Freund, ohne zu wissen, was er getan hat? Er ist zum Tode verurteilt.“

Der Oberst wandte den Kopf. Er sah Bully an. „Sir“, begann er dann. „Trifft das zu?“

„Allerdings“, sagte Bully. „Wir alle hier sollen hingerichtet werden, ich als erster.“

Der Oberst schluckte. „Hat es ein Verfahren gegeben?“ Bully zwinkerte verblüfft. „Was soll das heißen? Verfahren?“

„Sir, sollten Sie in einem ordnungsgemäßen Verfahren dieses Planeten, nach den Spielregeln, die hier gelten, verurteilt worden sein, dann müssen wir das leider anerkennen.“

„Sind Sie übergesnapp?“ fragte Bully fassungslos. „Das ist geltendes Recht im Solaren Imperium“, sagte der Offizier, sichtlich nervös. „Wir sind gehalten, die Rechtsouveränität aller Völker zu beachten, mit denen wir es zu tun haben. Sie wären ja auch nicht dafür, daß jederzeit Fremde kommen und unsere Urteile aufheben.“

„Sie können mich doch nicht diesen Leuten überlassen!“ rief Bully empört. „Die sind hinter meinem Kopf her.“

Der Oberst zuckte mit den Schultern.

„Sir, es ist kein schlechter Witz, bitte glauben Sie mir das. Es ist tatsächlich so. Sie sind von diesen Leuten ordnungsgemäß verurteilt, und das müssen wir anerkennen. Uns sind die Hände...“

Er brachte den Satz nicht zu Ende, denn Bully bedachte ihn mit einem Blick, der ungezügelter Mordlust verriet.

„Ist es uns gestattet, für den Mann um Gnade zu bitten“, fragte der Oberst.

Der Hohe Taamar lehnte sich zurück.

„Nein!“ sagte er ungerührt. „Es wird keine Gnade gegeben. Morgen wird dieser Mann sterben und mit ihm die anderen.“

„Das gibt ein Blutbad, Oberst“, sagte Bully zähneknirschend. „Ich bin gespannt, wie sie das

Perry Rhodan verkaufen werden."

Einer der Begleiter des Oberst trat an seinen Vorgesetzten heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Sofort hellten sich die Gesichtszüge des Oberst auf.

„Können wir nach dieser Unterhaltung unbehelligt wieder abziehen?" fragte der Oberst. Jetzt erst konnte Bully das Namensschildchen lesen. Jakun Asson stand dort zu lesen. Bully nahm sich vor, den Namen nicht zu vergessen.

„Selbstverständlich", sagte der Hohe Taamar. „Gesandtschaften sind unverletzlich."

Asson deutete auf Reginald Bull.

„Dieser Mann ist einer unserer Gesandten", sagte er freundlich. „Er genießt demnach den gleichen Schutz wie wir.

Der Hohe Taamar ballte die Fäuste. Sein Blick schien Reginald Bull durchbohren zu wollen.

„Es ist gut, er kann gehen. Diese dort werden bleiben. Bindet ihn los."

Reginald Bull rieb sich als erstes die schmerzenden Handgelenke, nachdem man seine Fessel gelöst hatte. Dann trat er zu dem Oberst und schüttelte ihm die Hand.

„Sehr gut gemacht", sagte Reginald Bull liebenswürdig. „Außerordentlich diplomatisch. Jetzt werde ich Ihnen einmal zeigen, wie man das richtig macht."

Er nahm dem nächststehenden Mann die Waffe aus dem Halter.

„Hoher Taamar", sagte er laut. „Jetzt habe ich wieder das Kommando über meine Leute, und ich bin ganz anderer Meinung als dieser Mann hier. Wir werden unsere Freunde in unser Schiff führen und diese Welt verlassen - und du wirst uns nicht daran hindern. Anderenfalls brennen wir Machli ki Tikka nieder."

Der Oberst rollte mit den Augen. Bully überschritt mit solchen Drohungen bei weitem seine Kompetenzen. Zu solchen Maßnahmen hatte er keinerlei Befehlsgewalt.

„Nun?"

„Sie sind auf dieser Welt geboren, auf dieser Welt werden sie sterben, und die Shakootee wird bestimmen, wann das zu geschehen hat."

Der Taamar schnippte mit den Fingern. Als Bully aufsah, erkannte er, daß mindestens fünfzig Armbrustschützen ihre Waffen gehoben hatten. Die Bolzen zielten auf die gefesselten Gefangenen.

„Vielleicht werden wir mit ihnen sterben", sagte der Stadtkönig hart. „Aber sie werden sterben, und wenn ihr uns angreift, wird es euch nicht besser ergehen."

Was nun?" fragte der Oberst leise. „Sie sind in der Überzahl' wir können nichts machen."

„Wir können diese Leute unmöglich in der Gewalt der Shakootees lassen", hielt Bully ihm entgegen. Er sprach Englisch, und auf diese Sprache war der Translator nicht eingestellt. „Es sind Menschen wie wir, und diese Leute hassen sie."

„Das mag alles richtig sein", beharrte der Oberst „Aber unsere Befehle sind leider eindeutig. Wir dürfen uns nicht in die inneren Angelegenheiten fremder Völker einmischen, ob es uns paßt oder nicht."

Bully murmelte einen Fluch. Mit einer derartigen Entwicklung hatte er natürlich nicht gerechnet. Zwar hätte er versuchen können, die Gefangenen freizukämpfen, aber unter diesen Umständen war der Versuch ein hoffnungsloses Unterfangen.

Obendrein fiel Reginald Bull siedendheiß ein, daß da auch noch die jungen Leute waren - Kamee Nyssen und ihre Freunde. Waren sie überhaupt noch zu retten?

„Wir wollen die Angelegenheit friedlich beenden", sagte Reginald Bull. „Warum ist es für euch wichtig, diese Menschen zu töten?"

„Sie wollen sich nicht unterwerfen", lautete die klare Antwort.

„Gut, aber wenn wir sie mitnehmen, ist doch das gleiche Ergebnis erreicht. Sie werden auch nicht länger stören."

„Wir wollen aber nicht mitgenommen werden", ereiferte sich Bilgir Eqrem, und das Gemurmel in den Reihen der Gefangenen bewies, daß die Mehrheit ihm zustimmte.

Der Hohe Taamar lächelte.

„Du siehst es, Mann mit dem Feuerhaar. Sie wollen nicht gehen, sie wollen bleiben. Wir aber werden ihre Anwesenheit nicht länger dulden. Die Große Shakootee hat das so bestimmt.“

„Das ist nicht wahr!“

Bully fuhr herum. Er riß die Augen weit auf. Im Eingang der Burg war Kamee Nyssen erschienen. Offenbar war die Stadt leer von Menschen, alles drängte sich auf dem Burghof. So waren die jungen Leute unbehelligt bis zur Burg vorgedrungen.

Reginald Bull überflog hastig die Gesichter. Niemand fehlte. Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Kamee Nyssen trug eine flache Schale in der Hand. Darin wuchs eine Shakootee.

Langsam kam die junge Frau näher. Bully stellte entsetzt fest, daß einige aus der Gruppe offenbar die Fronten gewechselt hatten - Shaktar Deringhouse beispielsweise trug ebenfalls eine Shakootee.

„Dies ist die Shakootee“ sagte Kamee. Sie richtete ihre Augen auf Reginald Bull. „Und dies ist auch alles, was von deinen alten Freunden geblieben ist.“

Reginald Bull streckte die Hände nach der Schale aus, zuckte dann aber zurück.

„Wir haben uns furchtbar geirrt“, sagte Kamee. „Diese Pflanze, die vor vielen Jahrzehntausenden eine Art kollektiver Intelligenz entwickelt hat, ist kein Feind der Menschen. Sie ist vielmehr deren Freund.“

„Das ist nicht wahr!“ schrie Bilgir Eqrem. „Lüge!“

„Diese Pflanze hat das ganze Leben auf dem Planeten unter Bewachung“ sagte Kamee. „Sie tut dabei nichts außer einem: sie vermittelt das Gefühl für richtiges Verhalten im Umgang mit anderen Geschöpfen.“

„Blutbäder anrichten, wie?“ fragte Reginald Bull. „Diese Leute“, sagte Kamee und deutete auf die Gefangenen, „haben sich in fataler Verkennung der Lage von Anfang an gegen die Natur des Planeten aufgelehnt, sie waren und sind ein gefährlicher Fremdkörper. Es war Notwehr, daß die Shakootee den Leuten dieses Ultimatum gestellt hat - entweder Einordnung in das Leben des Planeten, oder aber Auslöschung des Lebens.“

„Sehr friedlich scheint die Shakootee nicht zu sein“, knurrte Bully. „Wozu sonst diese Waffen?“

Kamee lächelte traurig.

„Es scheint in der Natur der Menschen zu liegen, sich zu bekämpfen“, sagte sie. „Und es handelt sich bei

diesen Wesen um Menschen. Die Shakootee kann sie nicht daran hindern, untereinander Kriege zu führen - aber

sie kann helfen, die Folgen zu mildern. Sie läßt es nicht zu, daß eine der Städte dieses Planeten versucht, größer und stärker als alle anderen zu werden. Diese Waffen sind in Wirklichkeit eher Spielzeuge.“

„Ich begreife das nicht“, sagte Reginald Bull. „Woher weißt du das alles?“

„Von der Großen Shakootee“ sagte Kamee. „Sie hat mir alles gesagt. Mein Großvater und auch die anderen Verschollenen sind in der Shakootee aufgegangen - wie auch. alle anderen Toten, die im lebenden Boden bestattet werden. Die Terraner haben das nie gemacht, daher sind sie in dieser Lebensgemeinschaft gar nicht vertreten.“

„Eine Pflanze, sagst du?“

„Die Shakootee“ erwiderte die junge Frau. Sie ging langsam zu Bilgir Eqrem hinüber.

„Willst du es nicht wagen? Du hast nichts zu verlieren.“

„Niemals!“ stieß der alte Mann hervor. „Ich will nicht zum Sklaven der Pflanze werden.“

„Es ist keine Sklaverei...“

Kamee suchte nach Worten. Wie sollte sie das seltsame Gefühl der Verbundenheit beschreiben, das von der Shakootee vermittelt wurde? Die Einsicht in natürliche Vorgänge, die von der Pflanze gefördert wurde?

„Ich werde es dir vormachen, alter Mann“, sagte Kamee leise. Sie nahm die Shakootee aus der Schale und setzte sie sich an. Reginald Bull wollte sie daran hindern, aber Kamee war schneller.

„Es ist keine Sklaverei“, sagte Kamee. Die Blüte an ihrem Ohr öffnete sich und bewegte sich leicht im Wind. „Es ist etwas ganz anderes. Ich werde dir die Blume wieder abnehmen, wenn du sie nicht tragen willst.“ „Das geht nicht“, entgegnete Eqrem. „Niemand, der jemals diese Blume so getragen hat, konnte sich wieder von ihr befreien.“

Wortlos nahm Kamee die Blume wieder ab.

„Du kannst“, sagte sie halblaut. „Gekonnt hätten sie es schon, aber sie wollten sich nicht mehr davon trennen.“ „Ist das keine Sklaverei?“ fragte Eqrem. Kamee wußte darauf nichts zu antworten. Es war Cavus, der eine Antwort fand. Ohne sich um die empörten Rufe seiner Familie zu kümmern, ging er zu Kamee und nahm ihr die Shakootee aus der Hand. Einen Augenblick später hatte sich die Pflanze mit seinem Leib verbunden.

Cavus zuckte zusammen, als sei er vom Schlag getroffen worden. Er riß die Augen weit auf.

„Du hattest recht, Kamee“, sagte er. „Was für Narren wir doch gewesen sind.“

„Leg sie ab, Junge?“ rief eine ältere Frau aus den Reihen der Gefangenen. „Wirf die Teufelsblume weg.“

„Ich denke nicht daran“, sagte Cavus.

„Nun, was habe ich gesagt“, höhnte Eqrem. Cavus sah den alten Mann nachdenklich an. Dann schloß er die Augen, und sehr behutsam nahm er die Shakootee von seinem Kopf.

„Es tut weh, wenn man sich von ihr trennen muß“, sagte er leise. „Du solltest endlich deinen Fehler erkennen, bevor es zu spät ist.“

Reginald Bull trat heran. Er war gespannt, wie der Alte reagieren würde.

„Willst du es nicht versuchen?“

Reginald Bull sah auf die Pflanze in Kamees Hand. „Besten Dank“, sagte er. „Das ist nichts für mich.“ „Du könntest ein Beispiel damit geben“, sagte Kamee. Reginald Bull nahm die Pflanze in die Hand. Konnte er das Risiko eingehen? Notfalls würde er auf dem Planeten bleiben müssen, wenn er ohne die Pflanze nicht mehr auskam. Außerdem gab es vielfältige Möglichkeiten, etwas gegen eine solche Sucht zu unternehmen - hoffte er jedenfalls. Eines stand allerdings in diesem Augenblick schon fest -, er konnte mit dieser Handlung schlagartig das gesamte Problem lösen.

Reginald Bull setzte sich die Shakootee auf den Arm. Er wollte sie nicht am Kopf tragen wie die anderen; er wollte deutlich machen, daß es sich nur um einen Test handelte, um nicht mehr.

Er schloß die Augen, als die Wirkung ihn überschwemmte.

Reginald Bull verzog das Gesicht zu einem Lächeln.

„Ja, du hast recht“, sagte er leise. „Es ist keine Sklaverei.“

Kamee lächelte zufrieden.

12.

Der Zug bewegte sich langsam auf das Schiff zu. Es waren Hunderte von Menschen, die Reginald Bull das Geleit geben wollten. Shakootees und Terraner ritten einträchtig nebeneinander.

Reginald Bull pfiff vergnügt.

Seine Laune war bestmöglich. Das Problem der Shakootee war gelöst, die Terraner hatten sich der alles beherrschenden Pflanze unterworfen. Ein paar hatten die Pflanze nach wenigen Augenblicken wieder abgelegt, aber die Mehrzahl trug die seltsame Blüte hinter dem Ohr.

„Was wirst du machen, wenn du wieder in Terrania bist?“ fragte Kamee.

Reginald Bull zuckte mit den Schultern.

„Ich weiß es noch nicht“, sagte er. „Vermutlich wartet irgendeine sehr dringende Arbeit auf mich, wahrscheinlicher Gucky mit einem neuen Schabernack.“

Kamee lächelte. Cavus ritt neben ihr und warf ihr ab und zu Blicke zu. Die beiden schienen sich nähergekommen zu sein, stellte Bully amüsiert fest

Die MURG DO PYAZA stand da, wo Reginald Bull sie gelandet hatte. Nichts hatte sich verändert. Daneben stand noch immer das Beibootwrack der ICA, und in der Nähe war auch der Landeplatz des Kreuzerbeiboots gewesen. Der Oberst hatte sich mit seinen Männern verabschiedet und flog bereits wieder die Erde an.

Reginald Bull würde den Rückflug allein antreten. Zu seiner Verwunderung hatten sich alle anderen Mitglieder der Expedition dazu entschlossen, auf dem Planeten zu bleiben. Reginald Bull begriff das nicht, aber er hatte sich dieser Entscheidung gefügt.

Neben der MURG DO PYAZA blieb der Zug stehen. Reginald Bull stieg ein wenig lendenlahm vom Gahar. An die seltsamen Zotteltiere hatte er sich nicht gewöhnen können. Immerhin war er lieber zurückgeritten, als die Strecke noch einmal zu Fuß zurückzulegen.

„Euer Entschluß ist unwiderruflich?“ fragte Bully, während er die Schleuse des Schiffes öffnete.

„Wir bleiben auf dieser Welt“, sagte Kamee. „Sie kann uns etwas geben, was man auf der Erde in unserem Jahrhundert nicht mehr findet. Ich will damit nicht sagen, daß es hier besser ist - es gefällt uns nur besser.“

Bully betrachtete die Blüte hinter Kamees Ohr. Er wiegte den Kopf.

„Ihr müßt wissen, was ihr tut. Nun, Cachumbar' wie sieht es aus?“

Der Stadtkönig schwang sich aus dem Sattel. Er hatte ein erwartungsvolles Gesicht.

„Ich bin bereit“, sagte er. „Man sollte alles einmal versuchen. Ich werde dies versuchen.“

Die beiden Männer stiegen an Bord der MURG DO PYAZA.

Reginald Bull geleitete seinen Gast in die Zentrale. Cachumbar fühlte sich nicht sehr behaglich. Es war für seinen Geschmack viel zuviel Metall und Glas zu sehen.

„Setz dich dorthin“, sagte Bully und deutete auf den Sitz des Kopiloten. Cachumbar nahm. Platz und Bully schnallte ihn an.

Dann überprüfte er kurz die Funktionstüchtigkeit des Bootes. Die MURG war in erstklassigem Zustand, nichts hatte sich verändert. Bully ließ das Triebwerk anlaufen.

Die MURG DO PYAZA ruckte an und stieg in die Höhe. Draußen hatten die Shakootes viel Mühe, ihre wildgewordenen Gahars zu bändigen - Bully hatte die Zotteltiere noch nie so ungestüm erlebt.

Dann fiel der Boden unter dem Schiff zurück. Die MURG DO PYAZA gewann rasch an Höhe. Bully sorgte dafür, daß Cachumbar den Start genau verfolgen konnte; so wie er es auch beim Verlassen der Erde gemacht hatte, um seine Gäste zu beeindrucken.

„Es macht Angst“, sagte Cachumbar. „Aber man kann es aushalten.“

Shakootee wurde zur Scheibe. Die Schwärze des Weltraums legte sich über die Transparentkuppel. Der Mond tauchte im Blickfeld auf, wurde rasch größer und verschwand dann wieder.

Reginald Bull ließ die MURG DO PYAZA zwei Lichtminuten tief in den Raum eindringen, dann drosselte er die Fahrt.

„Das ist es, was ich meine“, sagte er und deutete auf die Kuppel der Space-Jet.

Cachumbar sah in die Höhe. Er betrachtete die Sterne, die so klein und so weit entfernt waren. Die Aggregate des Schiffes summten leise, Lichter blinkten, und in der Zentrale lag jener unverkennbare Geruch, der in jedem Raumschiff zu finden war und nach kurzer Zeit von keinem Raumfahrer mehr wahrgenommen wurde, weil er einfach dazugehörte.

„Ja, ich begreife es langsam“, sagte Cachumbar.

Der Bordrechner erarbeitete die Koordinaten für den Rückflug und spie einen langen Plastikstreifenaus. Reginald Bull konnte die eingestanzten Zeichen dank intensiver

Hypnoschulung fließend lesen, für Cachumbar mußten sie unverständlich sein.

„Das ist der Weltraum“, sagte Reginald Bull. „Hier gibt es nirgendwo eine Grenze, und wenn, dann ist sie Herausforderung, nicht Abschluß. Jeder dieser leuchtenden Punkte ist ein Stern, und es gibt mehr Sterne im Raum als Shakootees auf eurem Planeten.“

„In alten Geschichten wird gesagt, unser Volk sei aus dem Weltraum gekommen und auf Shakootee gelandet“, sagte Cachumbar. „Jetzt weiß ich, was das Wort bedeutet. Dies ist deine Welt, nicht wahr?“

„Das ist sie“, bestätigte Reginald Bull.

Cachumbar seufzte leise.

„Ich weiß genug“, sagte er. „Du kannst mich zurückbringen.“

Reginald Bull flog die MURG DO PYAZA zurück. Präzise fand er den alten Landeplatz wieder, und entgegen seinem Temperament verzichtete er darauf, eine jener Landungen hinzulegen, für die er berüchtigt war. Auf dem Boden war Cachumbar sichtlich froh, wieder Gras um sich zu sehen und Bäume. Dennoch wirkte er ein wenig niedergeschlagen, als er sich von Reginald Bull verabschiedete.

„Werden wir uns wiedersehen?“ fragte er.

„Höchstwahrscheinlich nicht“, sagte Reginald Bull. „Es wird bei diesem Besuch bleiben. Aber ganz sicher kann man nie sein.“

„Wir haben ein Geschenk für dich“, sagte Kamee~. „Du wirst wissen, was es ist - eine Shakootee.“

Reginald Bull nahm den Topf mit der Pflanze an und bedankte sich.

„Wir haben außerdem einen Wunsch“, sagte Shaktar' „eine sehr dringende Bitte an dich.“

„Schieß los“, sagte Bully' während er die Pflanze in der Schleuse verstaute.

„Lösch die Koordinaten dieser Welt aus dem Kartentank“, bat Shaktar. „Wenige Menschen können hier sehr glücklich werden - wenn es zuviele werden, ist es mit dem Glück aus. Sorge dafür, daß Shakootee nicht~ zum Rummelplatz wird.“

„Ich werde daran denken“, sagte Reginald Bull.

Er machte es kurz. Er winkte den Leuten noch einmal zu, dann stieg er an Bord. Die Schleuse wurde hinter ihm zugefahren und verriegelt. Bully stieg hinauf in die Zentrale und ließ die Maschinen anlaufen.

Zum zweiten und zum letzten Mal startete er die MURG DO PYAZA an diesem Tag. Er warf keinen Blick mehr auf die Menschen, die am Boden standen und immer kleiner zu werden schienen.

Die MURG DO PYAZA stieß in den Weltraum vor.

Das war die Welt, in der Reginald Bull lebte, in der er sich wohl fühlte. und in die er zurück wollte. Auch er hatte die seltsame Verlockung gespürt, die von der Shakootee ausging, aber für ihn war der Gedanke an die Leere des Raumes fesselnder gewesen.

Das Boot raste dem Punkt entgegen, an dem es in den Linearraum eindringen sollte.

Reginald Bull machte es sich im Pilotensessel bequem. Jetzt hatte er Zeit nachzudenken.

Das Schicksal der alten Freunde hatte ihn eigentümlich berührt. Er war sehr froh gewesen zu hören, daß er sich nicht um das Leben betrogen hatte, wie er sich vielleicht immer wieder vorgeworfen hatte. Im Grunde hatten es die drei alten Freunde prachtvoll getroffen - Reginald Bull mußte noch zittern, sie nicht mehr.

Es war ein erträumenswertes Ende, sagte sich der Staatsmarschall. Es würde Perry Rhodan gefallen, davon zu hören.

Reginald Bull sah den Rechner an. Die Daten des Planeten waren dort gespeichert.

Sollte er den jungen Leuten den Wunsch erfüllen? Er war verständlich, auf der anderen Seite hatten Wissenschaftler, allen voran die PSI-Fachleute, sicher ein großes Interesse an der seltsamen Pflanze und ihren erstaunlichen Fähigkeiten.

Und noch eines beschäftigte Reginald Bull.

Niemand war wirklich unsterblich, und kaum einer wußte das besser als Reginald Bull, der

immer wieder sein Leben gewagt hatte. Nicht einmal der Zellaktivator garantierte die Unsterblichkeit - die Mutantin Anne Sloane war erschossen worden, und auch der Aktivator hatte ihr nicht geholfen.

Vielleicht kam irgendwann einmal ein Zeitpunkt, an dem selbst ein so erfahrener Unsterblicher wie Atlan die Lust am Leben verlor. Vorstellbar war es durchaus, wenn auch nicht für die nächste Zeit. Zehn Jahrtausende hatte Atlan auf den Schultern, aber wie würde er nach weiteren zehntausend Jahren aussehen?

Für diesen Tag stellte Shakootee in Bullys Augen eine Art Rückversicherung dar. Dort konnte er sich zurücklegen, eins werden mit der Shakootee und einen beinahe unmerklichen Tod sterben, kein abruptes Erlöschen allen Denkens, sondern ein langsames Dahinsickern, frei von jeder Angst.

Die MURG DO PYAZA drang in den Linearraum ein. Reginald Bull stand auf und ging zum Rechner hinüber. Er ließ sich die Koordinaten ausdrucken und steckte den Datenstreifen in die Tasche. Danach löschte er die Programmierung des Rechners. Die Positronik würde keinem mehr verraten können, wo Shakootee zu suchen war.

Reginald Bull packte das Unterhemd in die Tasche. Es war dies einer der Nachteile eines Junggesellen, daß man seine Taschen selbst packen mußte. Die vermaledeiten Roboter machten solche Arbeiten nie sonderlich gut, daher packte Bully lieber selbst zu.

Es wurde Zeit, einen Teil des ganzen Krempels in die Wäsche zu geben, stellte er fest. Nun ja, dafür war Zeit wenn er von der Reise zurückkehrte. Er wollte sich mit Perry treffen, wo genau wußte er selbst nicht mehr aber der Kommandant des Schnellen Kreuzers würde es wissen.

Reginald Bull verstaute einige Sockenpaare in der Tasche, danach verpackte, er ein Paar bequeme Schuhe

Aus Gewohnheit leerte er sämtliche Taschen, bevor er die getragenen Anzüge in die Reinigung gab. Ein paar leere Hüllen von Kaugummi tauchten darin auf Karten für ein Konzert, längst abgelaufen, ein Datenstreifen, mit dem Bully im Augenblick nichts Rechtes anzufangen wußte, eine Zigarettenpackung und etlicher Kleinkram mehr.

Seit drei Tagen war Reginald Bull wieder auf der Erde, und in diesen drei Tagen war er von einem Termin zum nächsten gehetzt. Zum Nachdenken war er nicht mehr gekommen, seit er mit dem Boot - wie hieß es doch gleich? - wieder in Terrania gelandet war.

Bully ließ die Verschlüsse der Tasche einschnappen den Kleinkram beförderte er in einen Papierkorb, der er dann im Abfallkonverter verschwinden ließ.

Ein Blick auf die Uhr. Es wurde höchste Zeit. Um 14:00 war der Start geplant, jetzt war es 13:44. Bully mußte noch einen Dienstwagen bestellen und zurr Raumhafen fahren. Beides ließ sich zeitlich gerade noch bewerkstelligen.

Bully drückte den Knopf neben dem Interkom, der für den automatischen Ruf eines Gleiters sorgte, dann schleppte er eigenhändig seine Taschen zur Tür.

„Telekinet müßte man sein“, knurrte er, an Gucky denkend, der mit solchen Problemen nichts zu tun hatte.

Der Gleiter erschien drei Minuten später mit einem Robotchauffeur, was Reginald Bull nicht behagte.

Die beiden verstaute das Gepäck im Wagen, dann setzte sich der Gleiter in Bewegung. Bully sah wieder auf die Uhr. Die Hektik der letzten Tage war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Es wurde Zeit für ein paar gemütliche Tage. Vielleicht ließ sich nach dem offiziellen Besuch eine Woche wirklicher Urlaub einrichten. Bully hatte sein Boot lange Zeit nicht mehr bewegt, und er sehnte sich danach, sich wieder eine frische Brise um die Ohren wehen zu lassen.

Der Raumhafen kam in Sicht. Der Gleiter gab ein Kodesignal, was ihm das Passieren der Schranken ohne langwierige Kontrollen gestattete, und raste dann auf einen Kreuzer zu, der

mit angelaufenen Maschinen auf Bully wartete.

Reginald Bull schaffte es, auf die Minute genau. Als er die Zentrale des Kreuzers betrat, sprang die Anzeige auf 14:00.

Bully grinste zufrieden.

„Auf geht's", sagte er. „Beilt euch, Jungs, der Chef wartet."

Er ließ sich in den freien Sessel fallen, wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Eine Nachricht für Sie, Sir!"

Reginald Bull streckte die Hand aus. Der Robot übergab ihm einen Umschlag. Bully öffnete ihn und las.

Es war eine kurze Interkomfrage, die vom Anrufbeantworter in Bullys Haus zum Raumhafen umgeleitet worden war.

Bullys Freund, der Besitzer der MURG DO PYAZA, fragte darin an, ob der Herr Staatsmarschall Wert darauf lege, eine hoffnungslos vertrocknete Topfpflanze zugestellt zu bekommen.

Reginald Bull preßte die Lippen aufeinander. Der Datenstreifen fiel ihm ein, den er gerade hatte vernichten lassen.

Das Geheimnis von Shakootee würde gewahrt bleiben, nicht aus Vorsicht, sondern aus Schlamperei, dachte Bully schuldbewußt. Dann zerknüllte er den Brief und warf ihn in den Konverter.

Er würde Shakootee nicht wiedersehen, und vielleicht würden Jahrtausende vergehen, bevor wieder ein Schiff dort landete.

„Viel Glück, Kinder", murmelte Bully leise. Er zuckte mit den Schultern. Die Panne war bedauerlich, aber erklärlich. Streß hieß die Erklärung. Es wurde wirklich Zeit für einen ausgedehnten Urlaub.

ENDE